epd Dokumentation online

Herausgeber und Verlag: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) gGmbH,
Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt am Main.
Geschäftsführer: Direktor Jörg Bollmann
Amtsgericht Frankfurt am Main HRB 49081
USt-ID-Nr. DE 114 235 916
Verlagsleiter: Bert Wegener.
Chefredakteur der epd-Zentralredaktion: Karsten Frerichs.
Verantwortliche Redakteure epd-Dokumentation: Uwe Gepp (V.i.S.d.P.) / Reinhold Schardt

Erscheinungsweise: einmal wöchentlich, online freitags.

Bezugspreis:

- **Online-Abonnement** „epd Dokumentation“ per E-Mail: monatl. 27,80 Euro, jährlich 333,60 Euro, 4 Wochen zum Ende des Bezugsjahres kündbar. Der Preis für das Online-Abonnement schließt den Zugang zum digitalen Archiv von epd-Dokumentation (ab Jahrgang 2001) ein.

Verlag/Bestellservice (Adresse siehe oben unter GEP): Tel: 069/58098-225,
Fax: 069/58098-226, E-Mail: kundenservice@gep.de
Redaktion (Adresse siehe oben unter GEP): Tel: 069/58098-209
Fax: 069/58098-294, E-Mail: doku@epd.de

© GEP, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten. Die mit dem Abo-Vertrag erworbene Nutzungsgenehmigung für „epd Dokumentation“ gilt nur für einen PC-Arbeitsplatz. „epd Dokumentation“, bzw. Teile daraus, darf nur mit Zustimmung des Verlags weiterverwertet, gedruckt, gesendet oder elektronisch kopiert und weiterverbreitet werden.
Anfragen richten Sie bitte an die epd-Verkaufsleitung (Adresse siehe oben unter GEP),
Tel: 069/58098-259, Fax: 069/ 58098-300, E-Mail: verkauf@epd.de.

Haftungsausschluss:
Jede Haftung für technische Mängel oder Mängelfolgeschäden ist ausgeschlossen.

Evangelischer Pressedienst

epd

Dokumentation

Frankfurt am Main ▪ 11. Dezember 2018 www.epd.de **Nr. 50**

Gemeinsam engagiert! Theologische Aspekte für die Zusammenarbeit von beruflich und ehrenamtlich Engagierten

Evangelische Akademie zu Berlin, 16. bis 18. Mai 2018

Impressum

Herausgeber und Verlag:
Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) gGmbH
Anschrift: Emil-von-Behring-Str. 3, 60439 Frankfurt am Main.
Briefe bitte an Postfach 50 05 50, 60394 Frankfurt

Geschäftsführer:
Direktor Jörg Bollmann
Verlagsleiter:
Bert Wegener
epd-Zentralredaktion:
Chefredakteur: Karsten Frerichs

epd-Dokumentation:
Verantwortliche Redakteure:
Uwe Gepp (V.i.S.d.P.) / Reinhold Schardt
Tel.: (069) 58 098 –135
Fax: (069) 58 098 –294
E-Mail: doku@epd.de

Der Informationsdienst epd-Dokumentation dient der persönlichen Unterrichtung. Nachdruck nur mit Erlaubnis und unter Quellenangabe.

Druck: druckhaus köthen
Friedrichstr. 11/12
06366 Köthen (Anhalt)

Die Theologie der Engagierten in der Kirche muss neu geschrieben werden

80 Engagierte, Ehrenamtliche, Pastorinnen und Pastoren und Mitarbeitende aus ganz Deutschland trafen sich vom 16. bis 18. Mai in der Evangelischen Akademie zu Berlin, um Probleme und Möglichkeiten der Zusammenarbeit von Ehren- und Hauptamtlichen zu erörtern.

Die Agenda der Tagung beschrieb Dr. Kristin Junga: ». . . auf die Theologie zu schauen, um das gemeinsam zu beschreiben und festzuhalten, was sie zur Orientierung beitragen kann. Wie verhalten sich Ehrenamt und Hauptamt zum Priestertum aller Getauften? Welches Modell der Beziehung von Amt und Dienst trägt in die bewegende Zukunft? Was verbindet die verschiedenen Zugänge zur Mitarbeit und wo braucht es differenziertere und neue Beschreibungen für die Aufträge der Kirche?«

Oberkirchenrätin a. D. Cornelia Coenen-Marx entfaltete in ihrem Einführungsvortrag das breite Entwicklungsspektrum der Thematik seit der EKD-Fachtagung »Theologie des Ehrenamts« (*epd-Dokumentation 21/2013*). Damals dominierten noch die theologischen Grundfragen. Was im weltlichen Kontext als Professionalisierung der Ehrenamtsbegleitung durch Freiwilligenmanagement bezeichnet wird, findet sich in der Diakonie stärker als in der Kirche, aber doch auch unter dem Begriff der Professionalisierung in unseren Landeskirchen. Coenen-Marx brachte die Intention ihres Vortrags mit einem sehr eindringlichen Bild auf den Punkt: Ich denke bei unserem Thema »gern an den Lettner, der in den vorreformatorischen Kirchen den Bereich der Geistlichen von dem der Gemeinde trennte. Die Reformation hat die Lettner abgebaut, aber in unseren Köpfen stehen sie oft noch. Es wird Zeit, die Sicht frei zu machen und die Wege zu öffnen.«

In Interviews mit ehren- und hauptamtlich Tätigen wurden dann »Knackpunkte« der Zusammenarbeit Haupt- und Ehrenamtlicher identifiziert. Siehe den Leitfaden für diese Interviews (»Frageperspektiven für die Zusammenarbeit von beruflich und ehrenamtlich Engagierten«) auf Seite 26. Exemplarisch aufgenommen wurden die Interviews zu den Handlungsfeldern »Verkündigung« und »Projektarbeit« mit Flüchtlingen.

EKD-Synodenpräses Dr. Irmgard Schwaetzer berichtete in einem (hier nicht dokumentierten) Interview, dass Informationen Ehrenamtliche in der Kirche häufig über Hauptamtliche erreichten, also später und oft zu spät, um mit ihnen planen zu können. Dieser Wissensvorsprung der Hauptamtlichen mache gemeinsame geistliche Leitung zu einer Herausforderung, die ständige Rollendisziplin und eine gute gemeinsame Kultur brauche. – »Wir haben heute zwar eine neue Atmosphäre der gemeinsamen Verantwortung, aber auch viel mehr Kommunikationsbedarf«, bestätigte der Berliner Bischof Dr. Markus Dröge im gleichen Interview.

Die Interviews wurden durch Perspektiven der Gemeindeentwicklung, Organisationsberatung und den externen Blick der Zivilgesellschaft ergänzt und dann in Arbeitsgruppen weitergedacht.

Die Berliner Theologin Dr. Kerstin Menzel stellte dabei in ihrem Perspektivbeitrag deutlich klar, dass das Ehrenamt nur *ein* Aspekt des Priestertums aller Getauften sei. »Aha«-Momente in dieser Hinsicht gingen auch von Stephanie Schwenkenbecher aus, die in ihrem geistlichen Impuls verdeutlichte, wie der Ausdruck Priestertum aller Getauften als Zusage wirken kann, längst aber nicht ausreicht, um die verschiedenen Aufgaben in der Kirche in verschiedenen Ämtern zu bestimmen.

Dr. Kristin Junga warb u. a. für eine Differenzierung im Ehrenamt: »klein«, »mittel« und »spezialisiert« und sprach über die Frage der Macht als eine der »spannenden Herausforderungen für die Theologie unserer Kirche und ihrer Organisation«.

Oberkirchenrat Dr. Ralph Charbonnier erinnerte u. a. daran, es dürfe nicht vergessen werden, dass auch andere Akteure der Zivilgesellschaft starke Partner seien, mit denen wir als Kirche gemeinsam unterwegs sind. Dies bestätigte Dr. Ansgar Klein, Geschäftsführer im Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement in seinem – nicht dokumentierten – Beitrag: Stärkung des zivilgesellschaftlichen Engagements bedeute Demokratieförderung. So sei beispielsweise die Stärkung der kommunalen Bildungslandschaften ein zentrales Zukunftsthema. Kirche habe darin eine wichtige Rolle, da sie in der kommunalen Ebene fest verankert sei und sich als eigenes Netzwerk in das Netzwerk der Zivilgesellschaft einbringe.

In einem »Impuls zum Tag« hob Oberkirchenrat Mathias Lenz hervor, es reiche nicht aus, »wenn wir im Blick auf die Zusammenarbeit in unserer Kirche als Erstes auf das Prinzip des Priestertums aller Glaubenden verweisen, einen allgemeinen Gleichheitsgrundsatz zugrunde legen oder uns darauf verständigen, dass es zum guten Ton in der Kirche gehört, dem anderen zumindest erst einmal zuzuhören, bevor man es dann ohnehin besser weiß«. Vielmehr könnten neue Räume und gemeinsame Wege in der Kirche nur erschlossen werden, wenn beruflich und ehrenamtlich Engagierte »angesichts der Nähe Gottes zu jedem Menschen« »vom selbstbezogenen Revierdenken in unserer Kirche ein Stück weit wegkommen«.

Die Tagung war ein entscheidender Schritt in dem für unsere Gesellschaft und für unsere Kirche sehr wichtigen Zukunftsthema und doch erst ein Anfang. Deshalb müssen wir als Kirche unsere Haltungen und unsere Strukturen verändern, wenn wir die kirchlichen Stärken weiterentwickeln wollen.

Eine Bereicherung für die Tagung war Thomas Wolf, Pfarrer in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, der seit Jahren Veranstaltungen begleitet, indem er seine Eindrücke während der Vorträge und Diskussionen zum Thema zeichnet. Im Unterschied zum »graphic recorder« dokumentiert er nicht vollständig, sondern spitzt Themen, Pointen, Nachfragen in Form des Cartoons zu. Eine kleine Auswahl seiner Cartoons ist in dieser Dokumentation vertreten.

Dr. Rolf Becker, Projektbüro Reformprozess im Kirchenamt der EKD

Quellen:

Gemeinsam engagiert! Theologische Aspekte für die Zusammenarbeit von beruflich und ehrenamtlich Engagierten

Evangelische Akademie zu Berlin in Kooperation mit der Arbeitsstelle Ehrenamt und des Landeskirchenamtes der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche), der Ehrenamtsakademie der Evangelischen Kirche Hessen-Nassau (EKHN), des Gemeindedienstes der Evangelisch-Lutherischen Kirche Bayern (ELKB) und der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), 16. bis 18. Mai 2018

Die diese Tagung kommentierenden Cartoons hat Pfarrer © Thomas Wolf gezeichnet.

Inhalt:

Gemeinsam engagiert! Theologische Aspekte für die Zusammenarbeit von beruflich und ehrenamtlich Engagierten
Evangelische Akademie zu Berlin, 16. bis 18. Mai 2018

► Dr. Kristin Junga: Begrüßung **4**

► OKR Cornelia Coenen-Marx: Theologie der Zusammenarbeit von beruflich und ehrenamtlich Engagierten – Entwicklung der letzten fünf Jahre **7**

► Interviews: Herz und Herz vereint zusammen – oder? Zusammenarbeit in unterschiedlichen Handlungsfeldern

- ► Handlungsfeld Verkündigung mit Anja Bergmann, Dr. Lars Emersleben, OKR Mathias Lenz **15**
- ► Handlungsfeld »Projekte«, hier: Patenschaften für Geflüchtete in Kirche und Diakonie mit Elke Bikowski, Carolin Adner und Dr. Rolf Becker **24**

► Gudrun Scheiner-Petry: Frageperspektiven für die Zusammenarbeit von beruflich und ehrenamtlich Engagierten **26**

► Diplom-Theologin Stephanie Schwenkenbecher: Impuls zur Nacht **27**

► OKR Mathias Lenz: Impuls zum Tag **32**

► Statements zu »Wie hältst Du's mit Geld, Macht und Zeit?«:

- ► Dr. Kristin Junga **35**
- ► OKR Dr. Ralph Charbonnier **38**
- ► Dr. Kerstin Menzel **40**

► Fishbowl I und II zu »Wie hältst Du's mit Geld, Macht und Zeit?«:

- ► Ina Wittmeier: Bericht über die erste Runde **43**
- ► Dagmar Krok: Bericht über die zweite Runde **46**

Begrüßung

Dr. Kristin Junga, Leiterin der Arbeitsstelle Ehrenamt der Nordkirche, Hamburg

Berlin, Schwanenwerder, 16. Mai 2018

Herzlichen willkommen auf Schwanenwerder zur Tagung »Gemeinsam engagiert!«. Auf den Weg zu einer Theologie der Zusammenarbeit von beruflich und ehrenamtlich Engagierten wollen wir uns gemeinsam begeben. Wir leben in einer Zeit des Wandels.

Familienwelten wandeln sich.

Es gibt mehr Zwei-Verdiener-Haushalte mit Kindern und mehr fordernde Familienbedingungen und weniger Raum und Zeit für Engagement. Der aktuelle Freiwilligensurvey konstatiert, dass der Anteil der Engagierten, die sich mehr als sechs Stunden pro Woche engagieren, seit 1999 stetig sinkt.[1]

Arbeitswelten wandeln sich.

Der Freiheitsgewinn in verschiedenen Arbeitsfeldern steigt. Damit wird die Möglichkeit der Verwirklichung seiner selbst im beruflichen Kontext zum Teil bezahlt. Und das Ehrenamt als klares Gegenüber von Beruflichkeit verliert. Die Vielfalt von Finanzierungsmodellen, Erprobung von Grundeinkommen, Modelle wie Start-ups und Social Entrepreneurs werden genutzt, so dass an vielen Orten »Gutes tun und davon leben und Geld verdienen« gesellschaftlich anerkannt ist.

Engagementwelten wandeln sich.

Es gibt heute immer mehr Engagementangebote. Das heißt, die Qual der Wahl bei mehr Alternativangeboten steigt ebenso wie die Engagementbereitschaft. Laut aktuellem Freiwilligensurvey ist mehr als jede zweite nicht engagierte Person heute bereit, sich zukünftig zu engagieren.[2] Wo es früher vorwiegend zwei Kooperationsmodelle Ehrenamtlicher mit Hauptamtlichen gab, ehrenamtlicher Vorstand und hauptamtlicher Geschäftsführer oder ehrenamtliche Helfer mit hauptamtlicher Leitung oder Kooperation, sind gerade im Rahmen der Flucht eine große Vielfalt neuer partnerschaftlicher Kooperationsformen in der Zusammenarbeit entstanden und dabei, sich zu verstetigen.[3]
Die Digitalisierung fördert Engagementsuche und -angebote über Internet und Social Media und so auch ortsungebunden neue Sozialraumorientierung.[4]

Kirche wandelt sich.

Menschen sind verstärkt auf der Suche nach Sinn und Bindung.[5] Und ehrenamtliches Engagement stärkt die Bindung zur Kirche; bzw. Menschen, die hochverbunden sind, sind leichter bereit, sich zu engagieren.[6]

Das heißt, Kirche hat ein großes Potenzial bei gleichzeitiger Wahrnehmung von Relevanzverlust. Aus Sicht der Engagementförderung sind der christliche Glaube und ein darauf ausgerichtetes Engagement ein vielversprechendes Alleinstellungsmerkmal von Kirche und Diakonie. Bei knapper werdenden Ressourcen sind professionelle Leitungskompetenzen bei beruflich wie ehrenamtlich Engagierten umso gefragter.

Geschichte

Ehrenamtlichkeit und Beruflichkeit sind im 19. Jahrhundert entstandene Phänomene und soziologische Begriffe, die in den Kirchen mittradiert wurden. Die Beruflichkeit, das Pfarramt, der Amtsbegriff wurden an vielen Stellen weiter erforscht. Zum Ehrenamt findet sich erstaunlich wenig, trotz des Phänomens eines ungeheuren Umfangs ehrenamtlicher Mitarbeit.[7]

Theologie

Gern wird die Theologie im kirchlichen Handeln dort zu Rate gezogen, wo wir im Wandel Konstanz, Klarheit und Eindeutigkeit suchen. Die Tagung will versuchen, einer theologischen Bestimmung näherzukommen, die bisher wenig Aufmerksamkeit hatte.
Klar steht zum Beispiel in der Verfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche) unter Artikel 14 zur Gemeinschaft der Dienste: »(1) Der eine Auftrag der Kirche wird in der Gemeinschaft der verschiedenen Dienste wahrgenommen. (2) Die ehrenamtlich und beruflich wahrgenommenen Dienste sind gleichwertig und aufeinander bezogen.«[8]
Aber wie passt das zusammen mit der Tatsache, dass in vielen Personalentwicklungsprozessen die Ehrenamtlichen, die die größte Gruppe der Mitarbeitenden darstellen, häufig nicht bedacht werden und wenn, dann nur als Lückenbüßer? Und wie

passt das damit zusammen, dass wir uns in Kirche schwer tun, Übungsleitenden Aufwandsentschädigungen für ehrenamtliches Engagement zu zahlen, obwohl wir selbstverständlich Ordinierten Beamtenbesoldungen zukommen lassen und kein Problem mit dem Geldzahlen an sich haben?

Anknüpfen

2013 hatte die EKD-Fachtagung »Theologie des Ehrenamts« in Kassel – mittlerweile fünf Jahre her – die theologischen Grundfragen der Thematik auf der Tagesordnung, die im weltlichen Kontext als Professionalisierung der Ehrenamtsbegleitung durch Freiwilligenmanagement bezeichnet wird und in der Diakonie stärker als in der Kirche – aber doch auch unter diesem Stichwort in unseren Landeskirchen Einzug gehalten hat.[9]

Prof. Dr. Eberhardt Hauschildt wies dort darauf hin, es gebe die Versuchung, die theologischen Fragen rund ums Ehrenamt in die bestehende Theologie zu subsumieren. Er aber sei der Auffassung, dass »die Theologie der Akteure in der Kirche neu geschrieben werden« müsse. »Das Ehrenamt tangiert die Theologie des Allgemeinen Priestertums und des Predigtamtes mit.«[10] Er verwies außerdem auf notwendige Differenzierungen im Feld ehrenamtlichen Engagements, die auf diesem Weg helfen können.

Im Diskursportal *www.evangelisch-ehrenamt.de* haben wir EKD-weit daran weiterdiskutiert. Die These »Unsere Kirche ist auf ein gutes Zusammenwirken von beruflich Tätigen und Ehrenamtlichen angewiesen« hat die meiste Zustimmung gefunden.[11] »Die Zukunft der Kirche kann nur gelingen, wenn Ehrenamts-Strategie als Teil eines Reformprozesses verstanden wird« lautet die Aussage, die am zweithäufigsten Zustimmung fand.

Diese Empfehlungen ernstnehmend, ist unsere jetzige Tagung als zielgruppenübergreifender Diskurs entstanden und bringt unter anderem die Perspektiven Gemeindeentwicklung, Ehrenamtsförderung, Leitung, Beratung und Organisationsentwicklung miteinander ins Gespräch darüber, wie eine Theologie der Akteure heute beschrieben werden kann.

Verkündigung, Feiern, Dienst am Menschen und Gemeinschaft sind Ausdruck der Aufgaben der Kirche und werden in verschiedenen Formen von beruflich wie ehrenamtlich Tätigen ausgefüllt. Die Zusammenarbeit von beruflich und ehrenamtlich Engagierten findet sich in fast allen Aufgaben von Kirche. Daher sind die Schnittstellen, an denen Engagementförderung arbeitet, vielfältig im kirchlichen Tun.

Ich freue mich, dass wir in Zeiten des Wandels bei dieser Tagung gemeinsam Gelegenheit haben, auf die Theologie zu schauen, um das gemeinsam zu beschreiben und festzuhalten, was sie zur Orientierung beitragen kann. Wie verhalten sich Ehrenamt und Hauptamt zum Priestertum aller Getauften? Welches Modell der Beziehung von Amt und Dienst trägt in die bewegende Zukunft? Was verbindet die verschiedenen Zugänge zur Mitarbeit und wo braucht es differenziertere und neue Beschreibungen für die Aufträge der Kirche?

Die Tagung schlägt einen Bogen vom Auftaktimpuls durch Cornelia Coenen-Marx über die Perspektiven der kirchlichen Handlungsfelder Verkündigung, Jugend, Leitung, Projekte und Seelsorge aus beruflicher und ehrenamtlicher Perspektive und die Perspektiven Gemeindeberatung, Personalentwicklung, Ehrenamtsförderung und Verbindung von Kirche und Gesellschaft hin zu einer praktisch-theologischen Perspektive, das Erarbeitete zu kommentieren und zu ergänzen. Das offene Format macht deutlich, dass ein Prozess starten soll, dem wir nur gemeinsam eine Richtung für die Zukunft geben können.

Wir freuen uns, dass die Kooperation von der Fachstelle Ehrenamtsförderung und dem Amt für Gemeindedienst der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, der Ehrenamtsakademie der Evangelischen Kirche in Hessen-Nassau, der Arbeitsstelle Ehrenamt und dem Dezernat Theologie und Publizistik der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland, von Seiten der Evangelischen Kirche in Deutschland vom Referat Kirchliche Handlungsfelder / Studien- und Reformfragen sowie dem Referat für Sozial- und Gesellschaftspolitik und von der Evangelischen Akademie zu Berlin die Tagung möglich gemacht hat.

Anmerkungen:

[1] *Julia Simonson/Claudia Vogel/Clemens Tesch-Römer: Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2014. Wiesbaden 2017, S. 333.*

[2] *Julia Simonson/Claudia Vogel/Clemens Tesch-Römer: Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2014. 2017, Wiesbaden S. 154f.*

[3] *Pregla, Matthias: Kooperation von Haupt- und Ehrenamtlichen. Modelle der Zusammenarbeit und Beispiele für die praktische Umsetzung. Hamburg 2016. In: Beiträge des Instituts Nr. 3 07/2016.*

[4] *Martin Burwitz/Rainer Sprengel: Digitalisierung und Zivilgesellschaft. Newsletter des Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement. Nr. 8 vom 19.4.2018.*

[5] *Edgar Kreilkamp: Von der Erlebnis- zur Sinngesellschaft. Lüneburg 2016.*

[6] *Sozialwissenschaftliches Institut der EKD: Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. Hannover 2014.*

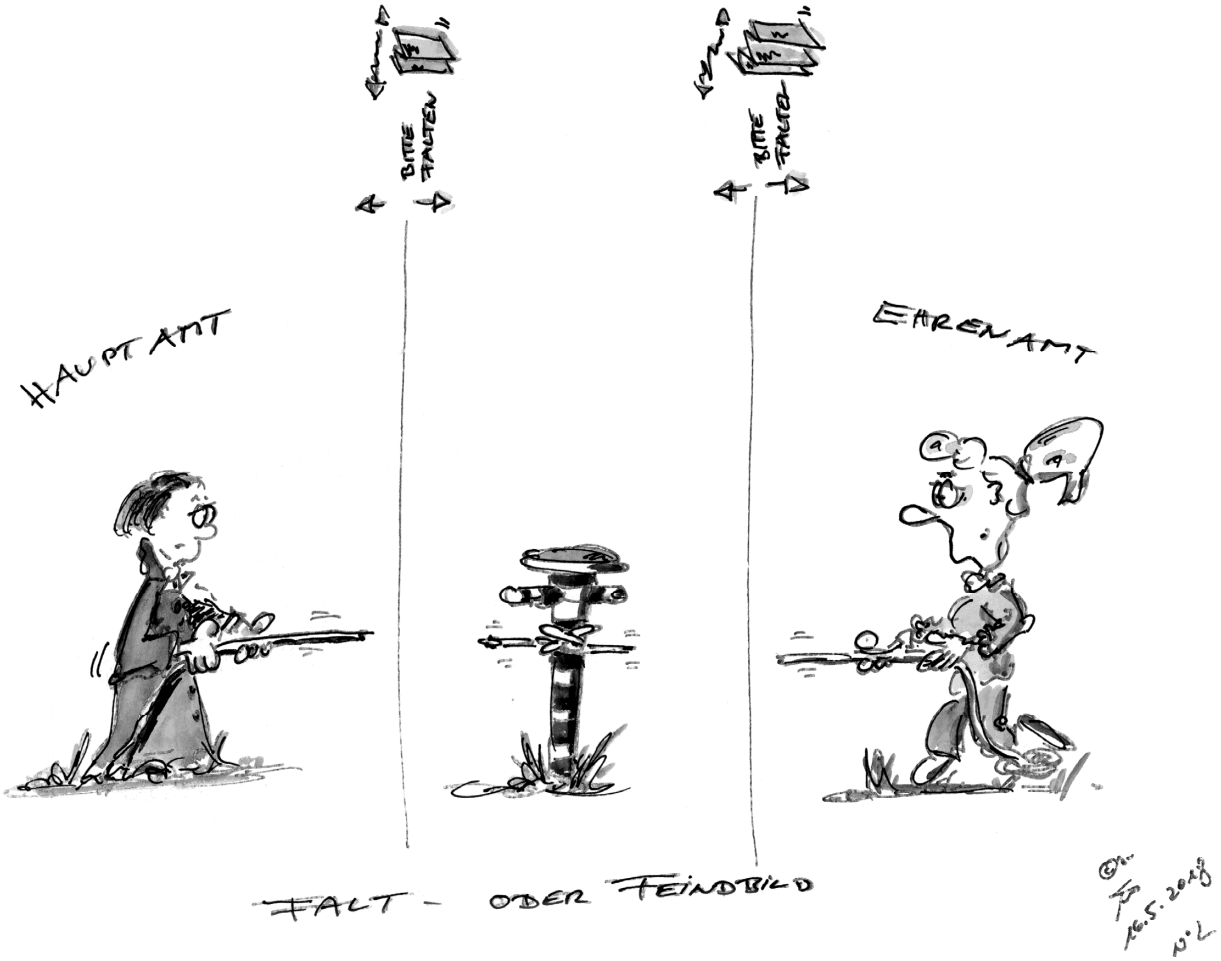
[7] *Theologie des Ehrenamts. Beiträge zu einem Konsultationstag, veranstaltet vom Referat Sozial- und Gesellschaftspolitik des Kirchenamts der EKD, Haus der Kirche, Kassel, 2013. In: epd-Dokumentation 21. Frankfurt am Main 2013.*

[8] *Verfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland (Nordkirche), vom 7. Januar 2012, Artikel 14.*

[9] *Theologie des Ehrenamts. In: epd-Dokumentation 21. Frankfurt am Main 2013.*

[10] *Eberhard Hauschildt: Kirchliche Strategie ehrenamtlichen/freiwilligen Engagements und die »Theologie des Ehrenamts«. In: epd-Dokumentation 21. Frankfurt am Main 2013. Seite 11 f.*

[11] *Das Diskursportal www.evangelisch-ehrenamt.de hat 2016 Thesen zur Strategieentwicklung für Ehrenamts- und Engagementförderung EKD-weit zur Diskussion gestellt. Die Diskussion sowie Literatur- und Linklisten zur vertieften Bearbeitung des Themas sind dort archiviert.* D



»Theologie der Zusammenarbeit von beruflich und ehrenamtlich Engagierten – Entwicklung der letzten fünf Jahre«

Von Oberkirchenrätin a. D. Cornelia Coenen-Marx, von 2007 bis 2015 Leiterin des Referats Sozial- und Gesellschaftspolitik sowie Verbindung Kirche und Diakonie im Kirchenamt der EKD

Berlin, Schwanenwerder, 16. Mai 2018

1. Glauben verwalten- Glauben ausstrahlen: Kirche im Spannungsfeld

Theologie des Kreuzes und Theologie der Herrlichkeit – mit Luthers Begriffspaar aus der Heidelberger Disputation von 1518 hat sich der Ratsvorsitzende in einem Artikel in der FAZ auseinandergesetzt.[1] Dabei ging es ihm angesichts der Debatte um Kreuze in bayerischen Amtsstuben um das Staat-Kirche-Verhältnis in Deutschland, aber eben auch um das Selbstverständnis der Kirche in unserem Staat. »Eine Kirche, die ihre eigene Selbstbezogenheit gar nicht mehr wahrnimmt und den Glauben eher verwaltet als wirklich ausstrahlt und so in immer größere Distanz zu den Menschen unserer Zeit gerät, das wäre eine Kirche, die auf Herrlichkeit setzt statt auf das Kreuz«. Er leitet daraus eine ganze Reihe konkreter Herausforderungen für die kommenden Jahre ab. Drei davon will ich hier nennen:

Erstens: »Die Orientierung an Christus verlangt Menschennähe. Was aber macht eine Kirche, die ihre Erreichbarkeit für alle in der Fläche oft nur auf Kosten der Gesundheit der Hauptamtlichen einigermaßen aufrechterhalten kann?«

Zweitens: »Die Liebe Gottes gilt allen Menschen unabhängig von ihren jeweiligen lebensweltlichen Hintergründen. Die Zusammensetzung der Entscheidungsgremien spricht in ihrer Prägung durch bestimmte Milieus eine andere Sprache. Was macht eine Kirche, die … für sehr verschiedene Menschen Angebote entwickeln will, deren Entscheidungsgremien aber in der Regel nur einen Teil der Vielfalt der Lebenskulturen abbilden?«

Drittens: »Die Kirche ist als der ‚Leib Christi' eine Gemeinde von Schwestern und Brüdern. Was macht eine Kirche, die von diesem Selbstverständnis her nur eine sehr flache Hierarchie braucht, aber mit Gemeinden, Dekanaten und Kirchenkreisleitungen, Landeskirchenleitungen und der EKD als Gemeinschaft der Gliedkirchen nach Leitungsebenen durchgestaffelt ist?«

Zum Schluss macht er deutlich, »dass die organisatorischen Fragen viel mehr, als das bei früheren Reformbemühungen erkennbar geworden ist, in eine geistliche Erneuerung eingebettet sein müssen, in eine Besinnung auf glaubwürdige Sprache, tragende Frömmigkeit und ein klares Engagement für den Nächsten. Wir müssen als Kirche ausstrahlen, wovon wir sprechen.«

Auch wenn der Begriff »Ehrenamt« hier nicht explizit vorkommt – in der Sache geht es genau darum. Um die Rolle der Ehrenamtlichen in Gemeinde, Quartier und Nachbarschaften, aber auch um die Ehrenamtlichen in Leitungsgremien, um das Verhältnis von Haupt – und Ehrenamt, von Geschwisterlichkeit und Organisation. Und auch, wenn es um die geistliche Erneuerung geht, sind die Ehrenamtlichen angesprochen. In einer Arbeitsgruppe der Ehrenamtsreferenten haben wir vor fünf Jahren festgestellt: Alle kirchlichen Aufbrüche, die durch Laienbewegungen geprägt waren, haben besondere Akzente in geistlichem Leben und sozialem Engagement gesetzt. Diakonie- und Jugendarbeit im neunzehnten Jahrhundert genauso wie Erwachsenenbildung, Friedensbewegung oder der konziliare Prozess im zwanzigsten. Es sind die ehrenamtlich Engagierten, es ist die »Kirche als Bewegung«, die der Kirche als Organisation immer neue Impulse gibt.

Die sogenannte Amtskirche braucht Menschen, die die Organisation von außen sehen können, Menschen aus unterschiedlichen lebensweltlichen Hintergründen, die andere berufliche Erfahrungen und Kompetenzen einbringen und die mit ihrer Kritik auch einmal »den Betrieb aufhalten«. In den Kammern und Kommissionen von EKD und Landeskirchen arbeiten Wissenschaftlerinnen und Unternehmer, Politiker und Politikerinnen aller Couleur mit. Kürzlich gab die EKD eine Pressemeldung heraus, in der es hieß, zwei »Kirchenleute« seien in die Rentenkommission berufen worden. Und während ich im Geist die Reihe der Bischöfe und Abteilungsleiterinnen durchging, las ich, dass es sich um Hermann Gröhe und Gert Wagner handelte. Ob sie sich selbst als Kirchenleute bezeichnen würden? Ich bin mir nicht so sicher. Liegt nicht vielleicht der Charme solcher Ehrenamtlichen gerade darin, dass sie als Person

nicht eindeutig der einen oder anderen Funktion zuzuordnen und gerade darum als Brückenbauer glaubwürdig sind? Diese Brückenbauer wahrzunehmen, scheint mir allerdings eine wesentliche Aufgabe für die Zukunft

Mein Eindruck ist, dass das auf EKD-Ebene und in den Landeskirchen noch gelingt. Aber die Mitglieder in kommunalen Ausschüssen und an runden Tischen der Bürgerkommunen, die Aufsichtsräte in Diakonischen Unternehmen, die Leitungen der Tafeln oder Hospizdienste kommen selten als »Kirchenleute« in den Blick. Das hängt auch damit zusammen, dass sie zumeist der Diakonie oder kirchlichen Verbänden zugeordnet sind. Daraus resultiert auch die Milieuverengung, von der der Ratsvorsitzende in seinem Artikel spricht. Und es hat Konsequenzen – nicht nur für den Zugang zu Entscheidungsgremien, sondern auch für Fortbildungsangebote, wechselseitige Erwartungen und liturgische Einführungen. Wer eigentlich gemeint ist, wenn eine Landeskirche ein Ehrenamtsgesetz beschließt, darüber haben wir vor drei Jahren in einer bunt gemischten Arbeitsgruppe in Karlsruhe nachgedacht.

Mir ist bewusst, dass nicht alle, die sich bei den Tafeln, in Hospizen, in der Gospelbewegung oder als Kirchenkuratoren engagieren, Kirchenmitglieder sind. Häufig hatten sie sich schon lange der Kirche entfremdet oder waren ohnehin nie Mitglieder. Hierüber hat es teilweise heftige Debatten gegeben: Wie viel Teilhabe darf ihnen gewährt werden, wie viel Verantwortung dürfen sie in kirchlichen Strukturen übernehmen? Kann nicht gerade das Engagement in der Gemeinde den Weg zur Mitgliedschaft, ja sogar zur Taufe ebnen? Wenn man die Einsicht ernst nimmt, dass Glaube immer nur prozessual geschieht und dass Areligiosität auch unter Kirchenmitgliedern vorhanden ist, dann wird es absurd, ausschließlich binär zwischen Mitgliedschaft und Nichtmitgliedschaft zu unterscheiden, so Hans-Martin Barth[2] . Nach dem jüngsten Urteil des Europäischen Gerichtshofs wird das im Blick auf beruflich Mitarbeitende gerade durchdekliniert. Es ist wohl zu früh, nun auch über eine gestaffelte Mitgliedschaft oder eine Mitgliedschaft auf Probe nachzudenken. Aber dass das Engagement eine große Chance bietet, auch über Glaubensfragen ins Gespräch zu kommen, zeigt die jüngste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung.[3] So geben immerhin zweiundzwanzig Prozent der ehrenamtlich Engagierten an, dass sie mit anderen über religiöse Fragen sprechen. Bei den Nichtengagierten sind es weniger als 10 Prozent.

Heinzpeter Hempelmann vergleicht die letzte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung und die Sinus -Studie für Baden-Württemberg[4] und zieht dann folgende Bilanz: Es gibt eine hohe Verbundenheit mit der Kirche ohne aktive Praxis. Das spricht übrigens dagegen, das ehrenamtliche Engagement als Teil der Lebensordnung zu begreifen, wie es in Baden auch diskutiert wurde. Es gibt aber auch eine hohe Verbundenheit mit dem christlichen Glauben und einer entsprechenden ehrenamtlichen Praxis bei deutlicher Distanz zur verfassten Kirche. Wer die unterschiedlichen Engagement- und Ehrenamtsstatistiken vergleicht – vor allem die kirchliche Auswertung des Freiwilligensurveys (FWS) von 2014[5] einerseits und die EKD-eigene Ehrenamtsstatistik andererseits – weiß das: Das kirchliche Ehrenamt ist nur ein Ausschnitt des Engagements von Christinnen und Christen. Welche Chancen darin stecken, wenn die Kirche als Organisation sich für die Engagierten in Vereinen, Schulen, Initiativen und damit auch für andere gesellschaftliche Wirklichkeiten öffnet, das haben wir gerade in der Flüchtlingsarbeit erlebt. Interessanterweise gab es kaum Spannungen zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen. Im Gegenteil. Ehrenamtliche haben deutlich gemacht, wie sehr sie auf hauptamtliche Strukturen angewiesen sind und Hauptamtliche haben sich für Fortbildung und Supervision von Ehrenamtlichen eingesetzt. Ob es eine Rolle spielt, dass es in diesem Arbeitsfeld noch keine festgeschriebenen Rollen und Standards, keine eingefahrenen Konflikte und auch keine Ängste vor Stellenstreichungen gab?

Zurück zum Verhältnis von Glaube und Engagement: In seinem Buch »Religiöse Kommunikation und soziales Engagement«[6] zeigt Gerd Wegner, dass die wichtigste Erwartung an die Kirche nach wie vor in ihrem sozialen Engagement liegt, während das Gespräch über den Glauben nur für bestimmte Gruppen in der Kirche wichtig ist. Das gilt übrigens auch für die Kirchenvorsteher und Kirchenvorsteherinnen. Die jüngste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung zeigt aber, wie soziale und religiöse Kommunikation ineinandergreifen. Dazu passt ein Befund des SI-Gemeindebarometers[7]: Allen Aktiven in der Gemeinde sind Gemeinschaft und Kontakt zu anderen besonders wichtig. Das gilt in besonderer Weise für die Ehrenamtlichen in Leitungsfunktionen. Die haben übrigens auch mit Abstand am häufigsten das Gefühl, gebraucht zu werden und ihre Fähigkeiten einbringen zu können. Leider gilt das nur für eine Minderheit der ehrenamtlich Engagierten an der Basis. Die meisten sind sich der Anerkennung in der Gemeinde nicht sicher.

Nun sind ja die meisten Mitglieder der Gemeindeleitungen selbst ehrenamtlich – und das SI-Gemeindebaromenter zeigt: In der Regel waren sie auch vorher schon ehrenamtlich engagiert. Das ist der Grund, warum sie angesprochen und dann auch gewählt wurden. Was ändert sich eigentlich mit ihrer Wahl – in ihrem Führungsverständnis? Oder auch in ihrem Selbstverständnis als Ehrenamtliche? Gemeinschaftsbezogene Aspekte spielen weiterhin eine große Rolle – übrigens gibt es da keine großen Unterschiede zwischen Ehren- und Hauptamtlichen. Schaut man aber auf die Bedeutung von Strategien und Zielsetzungen für die Gemeinde, dann zeigt sich: Diese Erwartung haben vor allem die Hauptamtlichen und die Ehrenamtlichen, die eine Funktion in der Gemeinde- oder Kirchenleitung haben – mehr als andere Engagierte und interessanterweise weit mehr als Pfarrerinnen und Pfarrer. Nur ein Fünftel der Befragten beim SI-Gemeindebarometer bejaht aber den Einsatz professioneller Freiwilligenmanager – gemessen an den landeskirchlichen Projekten und Fortbildungen in diesem Bereich erschreckend wenig. Wären hier nicht gerade die ehrenamtlichen Mitglieder der Gremien gefragt – nicht unbedingt als Freiwilligenmanager, wohl aber als Unterstützer? Was geschieht mit den Erfahrungen, die sie als »ganz normale Ehrenamtliche« gemacht haben? Ehrenamtskoordination sollte eine Funktion der Gemeindeleitung werden und eng mit den Aufgaben und Funktionen des Kirchenvorstands verbunden sein. Ehrenamtskoordination kann eine ehrenamtliche Funktion sein – sie sollte aber in jedem Fall professionell angegangen werden. Um dies zu gewährleisten, ohne dass die Verantwortlichen zeitlich überfordert werden, lassen sich diese Aufgaben am besten in einem Team von Haupt- und Ehrenamtlichen umsetzen. Das ist eines der Ergebnisse der Modellstudie in Württemberg[8].

Die Frage, ob bzw. wie Ehrenamtliche den »Hauptamtlichen«, insbesondere Pfarrerinnen und Pfarrern, »zugeordnet« sind, ist eine der Schlüsselfragen des ehrenamtlichen Engagements in der Kirche. Am Beispiel der Prädikanten, die ehrenamtlich eine geistliche Aufgabe wahrnehmen, wurde das in den lutherischen Kirchen – nicht zuletzt im ökumenischen Kontext – heiß diskutiert. Versteht man, wie es in unierten Kirchen der Fall ist, die Pfarrerinnen und Pfarrer als in ihrem Dienst dem Kirchenvorstand/Presbyterium zugeordnet, so sind es diese Ehrenamtlichen, die – als »presbyteroi« – das Amt der Gemeindeleitung und damit auch den Auftrag der Ehrenamtskoordination innehaben. Das unterstreicht die inzwischen weitgehend akzeptierte Einsicht, dass alle beruflich Mitarbeitenden, einschließlich der Pfarrerinnen und Pfarrer, die ehrenamtlichen Gemeindemitglieder in ihrem Engagement unterstützen, sie qualifizieren und ihre Kompetenzen wahrnehmen und fördern sollen. So betrachtet ist evangelische Kirche im Kern »Ehrenamtskirche«. Solche Überlegungen werden zurzeit auch deshalb wieder relevant, weil die Zahl der beruflich Mitarbeitenden in der »verfassten Kirche« aufgrund schwindender Ressourcen in Kirche und Staat abnimmt und die kleiner werdende Kirche in einer säkularen und sich religiös pluralisierenden Gesellschaft wieder mehr auf die Überzeugungskraft ihrer Mitglieder angewiesen ist. Die Erfahrung schrumpfender Ressourcen und notwendiger Umstrukturierungsprozesse hat allerdings auch dazu geführt, dass der Kampf um Einfluss, Mittel und Selbstverständnisse zwischen den verschiedenen »Amtsträgern« der Kirche wieder zunimmt.

2. Kirchliches Engagement in der Zivilgesellschaft

In seinem eingangs erwähnten Artikel hat der Ratsvorsitzende auch die Diastase zwischen Kirche und akademischer Theologie beklagt. Ein Blick in das letzte Heft von »Verkündigung und Forschung« vom Januar 2018 zum Thema »Kirchenreform als praktisch-theologische Herausforderung« zeigt, dass das Thema Ehrenamt dabei kaum explizit Thema geworden ist. Immerhin liegt ein Fokus auf Quartiersentwicklung. Dabei betätigen sich gerade die ehrenamtlich Engagierten über die Gemeindearbeit hinaus häufig in anderen Feldern, die Gemeinden sind gut in ihrem lokalen Umfeld verankert. Dass die Gemeinschaftsorientierung an erster Stelle steht, führt also nicht zu einer Abschottung von der ‚Außenwelt – im Gegenteil. Gerade die Gremienmitglieder sind gut vernetzt.

Leider gelingt es aber noch zu wenig, das Thema »Sorgende Gemeinschaften«[9] aufzunehmen – die neue Form des Engagements, die sich in Quartiersprojekten und Familienzentren, in Seniorenwohngemeinschaften, Mehrgenerationenhäusern und Stadtteilzentren entwickelt. Themen, die traditionell als Frauenthemen begriffen wurden – Familie, Erziehung, Nachbarschaft und Pflege – rücken in den gesellschaftlichen Fokus. Lange Zeit waren die Kirchengemeinden mit dem Dreiklang Kinder, Küche, Kirche zentrale Orte für sorgende Gemeinschaften – auch wenn der Begriff so nicht gebracht wurde. Tatsächlich leisteten die Frauenhilfen Hilfe zur Selbsthilfe – mit Nähstuben und Mittagstischen, mit Integrations-

projekten für Geflüchtete, mit Kindergärten und häuslicher Pflege. Heute fehlt ihnen der Nachwuchs; die jüngeren Frauen von heute sind selbst auf Unterstützung angewiesen, um ihren Alltag mit Familie und Beruf durchhalten zu können. Leihoma- Projekte sind deshalb en vogue. Die jungen Alten sind gefragt – auch in den Sorgenden Gemeinschaften. Aber so wie die Frauenhilfen damals mit Gemeindeschwestern zusammenarbeiteten, so brauchen auch die Sorgenden Gemeinschaften von heute Sorgestrukturen. Hier liegen besondere Chancen für die Kirchengemeinden, die über Räume, verlässliche Strukturen und hauptamtliche Unterstützung verfügen. Damit daraus ein Ganzes wird, wäre es nötig, die sozial Engagierten an der Basis mit den Leitungsgremien zusammen zu bringen, Konzepte für die Zusammenarbeit zwischen Gemeinden und Diakonie zu entwickeln und auch die Aufgaben der Hauptamtlichen neu auszurichten. Hier sehe ich ein erhebliches Defizit.

Denn jetzt kommen eben doch Spannungen, Ängste und Missverständnisse ins Spiel. Ein Grund ist das unterschiedliche Verständnis von Ehrenamt als Leitungsaufgabe in der Institution und Engagement als freiwilliger Dienst in Nachbarschaft oder Quartier – darin begegnen sich auch altes und neues Ehrenamt in der Gemeinde. Ein anderer Grund: Strategie und Schwerpunktentwicklung, auch Kooperation kann nur gelingen, wenn man sich gemeinsam über Zielsetzungen und Prioritäten klar wird. Wo die beruflich Mitarbeitenden wie die finanziellen Ressourcen weniger werden, entstehen auch Konflikte und Konkurrenzen zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen. Ehrenamtliche Küster sind längst keine Seltenheit mehr. Ganze Gemeindegruppen putzen ihre Kirchen, schmücken sie, sorgen für Altarblumen. Das kann inspirierend und gemeinschaftsfördernd sein, aber mit dem Einsparen von Küsterstellen geht auch Know-how verloren. Auch für die Aufgaben der Gemeindesekretärin oder zur Unterstützung der Sorgenden Gemeinschaften werden inzwischen 450-Euro-Kräfte eingestellt. Lassen sich vielleicht kleine Aufgaben neu koppeln, um wieder tragfähige Beschäftigungsverhältnisse zu schaffen? Und wie gehen wir um mit der Grauzone zwischen dem Ehrenamt und prekären Beschäftigungsverhältnissen? Auf der EKD-Ehrenamtswebsite[10] ist das der wichtigste Diskussionspunkt. Wer es sich nicht leisten kann, nur für die Ehre zu arbeiten, bleibt eben oft außen vor – und meist ausgeschlossen von den prestigeträchtigen Ehrenämtern in den Leitungsgremien, die meist auch soziale Netzwerke erschließen.

Christoph Meyns, inzwischen Bischof in Braunschweig, hat sich in seiner Dissertation mit dem Verhältnis von Kirchenreform und betriebswirtschaftlichem Denken auseinandergesetzt[11]. Es geht ihm darum, »nicht einseitig die Organisationsseite der Kirche zu professionalisieren, sondern den synergetisch wirksamen Gesamtzusammenhang religiöser, interaktionaler und organisationsförmiger Kommunikationsprozesse zu stärken« (S. 139). Mich erinnert das an die Kölner Ökumenische Tagung zum ehrenamtlichen Engagement im Jahr 2009. Da forderten die Engagierten eine stärkere Beteiligung an Entscheidungsverfahren über die Zusammenlegung von Seelsorgebezirken und Kirchenkreisen. Es war viel Ohnmacht und Frust im Raum – auf evangelischer wie auf katholischer Seite.

»Kirchen schließt man nicht – Aufbruch statt Abbruch« heißt eine Stadtteiltagung, die demnächst in Düsseldorf stattfindet. Da geht es um den Zusammenhang zwischen Immobilie und Nachbarschaft, Planung und sozialen Netzen, Gemeinde und Diakonie. Und es ist klar: Solche Prozesse können nur gemeinsam gelingen. Denn Veränderungen müssen von dicht geknüpften Netzwerken getragen werden. Das Engagement in überschaubaren, lebensweltlichen Kontexten macht die Stärke der Gemeinden aus. Aber alle Versuche, zivilgesellschaftliches Engagement zu kanalisieren, um es angesichts knapper Ressourcen effektiver zu gestalten, stoßen an Grenzen. Denn anders als im beruflichen Kontext, wo Hierarchie immer eine Rolle spielt, oder auf dem Markt, wo Wettbewerb und Effizienz zählen, geht es den Engagierten darum, sich persönlich einzubringen und sich mit dem eigenen Tun zu identifizieren. Sie wollen gehört werden, wenn die Dinge in die falsche Richtung laufen; wo das nicht geschieht, sind sie bitter enttäuscht. Wo Nachbarschaftsinitiativen stark sind, gelingt es trotz Finanzknappheit, Drittmittel heranzuziehen. Wo die Angst vor Stellenabbau übermächtig wird und die Gemeinschaft belastet, entsteht eine Abwärtsspirale.

Ein Seitenblick auf die Debatte um die Essener Tafel[12] zeigt: Freiwilliges Engagement kann öffentliche Verpflichtungen nicht ersetzen. Freiwillig Engagierte geben etwas Zusätzliches: Zeit, Erfahrung und vor allem Innovationspotential! Ihre Freiheit und Kreativität und ihr Blick von außen dürfen nicht verspielt werden! Engagementagenturen, Freiwilligenbüros, Ehrenamtsmessen zeigen: Engagement ist institutionsübergreifend. Hauptberufliche sind mit ihrem Anstellungsverhältnis an Organisationen gebunden. Dass sie

sich mehr und mehr als Unterstützung der Freiwilligen sehen – mit Ehrenamtsstandards, Personalentwicklung, Supervisions- und Fortbildungsangeboten – das ist nicht zuletzt eine Reaktion auf das veränderte Bewusstsein von Engagierten in unserer Gesellschaft.

Aber wie wesentlich ist denn nun der Kontakt zu Hauptamtlichen aus Sicht der Ehrenamtlichen? Bei einem Ehrenamtsworkshop in einem Mehrgenerationenhaus, in dem ich kürzlich mit Engagierten und Interessierten aus ganz unterschiedlichen Engagementbereichen gearbeitet habe, lief die Frage nach der Bedeutung Hauptamtlicher für ihre Arbeit nahezu ins Leere. Verglichen mit anderen Engagementbereichen wie Sport, Feuerwehr oder anderen Vereinen, aber auch mit Parteien und Initiativen spielen Hauptamtliche in Kirche und Diakonie wie auch in Kindergärten oder Schulen eine erstaunlich große Rolle. Unstrittig ist dabei die Rolle der Pfarrer und Pfarrerinnen als herausgehobene hauptamtliche Kontaktperson. In der letzten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung[13] hatten insgesamt 40 Prozent der Evangelischen im letzten Jahr einen direkten Kontakt, unter den Engagierten 90 Prozent. Pfarrerinnen und Pfarrer sind Generalisten, sie repräsentieren die Organisation in vielen Feldern und haben auch deshalb eine Schlüsselrolle bei der Gewinnung von Ehrenamtlichen – vielleicht einer der Gründe, weshalb sich viele mit der Rolle als Ehrenamtskoordinator ringen. Die Kontakte zu den anderen Hauptamtlichen sind erheblich geringer. Die Gemeindesekretärinnen rangieren dabei auch bei den Distanzierten an vorderster Stelle – bei allen Evangelischen mit 19 Prozent, bei den Ehrenamtlichen zusammen mit den Mitarbeiterinnen in der Jugend-, Familien-, Senioren- oder kirchlichen Sozialarbeit mit jeweils fast 62 Prozent. Das sagt noch nichts über die Beziehung selbst, aber es unterstreicht die hohe Bedeutung der Kommunikation zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen. Frühere Untersuchungen zeigen, dass diejenigen, die sich im sozialen Ehrenamt engagieren, sich zwar unterstützt fühlen, aber noch immer zu selten den Eindruck haben, dass der Kontakt tatsächlich auf Augenhöhe stattfindet.

3. Gemeinde von Schwestern und Brüdern

Von einem komplizierten Kontakt mit einem Pfarrer erzählt Bärbel Mohr in dem Buch »Arbeitslos und trotzdem glücklich«[14], das ich im Kontext einer Tagung zur Langzeitarbeitslosigkeit gelesen habe. Da geht es genau um die Personen, die in den Gemeinden oder gar in den Gremien kaum vorkommen. Ehrenamtliche Tätigkeiten, schreibt sie, hätten ihrem Selbstbewusstsein einen ordentlichen Schub verliehen. »Wann kann ich schon im Job sagen, was ich für richtig halte, ohne dabei ein Blatt vor dem Mund zu nehmen? Ist es nicht so, dass man sich als Angestellter oft nicht traut, die eigene Wahrheit zu äußern? Schließlich steht der Job auf dem Spiel. Dann lieber kuscheln und nichts sagen. Brauchst Du alles nicht, wenn du ehrenamtlich arbeitest. Da kannst du Klartext reden, wenn sich etwas unstimmig anfühlt. Das muss man allerdings auch erst einmal lernen. Selbst wenn nichts auf dem Spiel steht, ist es nicht so einfach, für sich selbst einzustehen. Erst mal wirken noch die Gewohnheiten von früher: Der Chef wird es schon wissen.«

Bärbel Mohr erzählt von einem Einsatz als Lese-Oma in einer Tageseinrichtung, von einer Vorleseausbildung über die Freiwilligenagentur der AWO und auch vom Einlesen von Büchern und Zeitschriften für Blinde und sehbehinderte Menschen. »Irgendwann stellte man mir dann auch Mikro und Aufnahmegerät zur Verfügung, um zu Hause weiterzuarbeiten. Wenn ich nachts nicht schlafen konnte, setzte ich mich an meinen Computer und sprach mit großem Spaß Hörbücher auf. Hier kam es zu einer herausfordernden Situation, in der ich üben durfte, zu mir zu stehen«. Es ging um eine Kirchenzeitung für Blinde. »Das Problem: Obwohl die Blätter nur monatlich oder zweiwöchentlich erschienen, erhielt ich die Texte erst am Abend vorher. Das bedeutete unweigerliche Nachtschicht … Also sprach ich mit dem Pfarrer, von dem ich die Texte erhielt. Ich bat ihn, sie ein bis zwei Tage früher zu besorgen, so dass ich das Aufsprechen tagsüber erledigen konnte. Aber warum auch immer – ich bekam die Texte weiterhin genauso so spät. Als ich dem Pfarrer mitteilte, dass ich das nun nicht mehr mitmachen würde, sagte er: Das können Sie doch gar nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren, dass Sie die Blinden so im Stich lassen. Er hatte offenbar kein schlechtes Gewissen dabei, mich auszunutzen«, schreibt Mohr. Und sie fährt fort: »Deshalb habe ich dem Herrn Pfarrer freundlich, aber klar Lebewohl gesagt. Du musst nichts als ehrenamtliche Kraft. Das ist eines der großen Geschenke: Du kannst dich selbst erproben. Du kannst dich selbst neu kennenlernen. Du kannst deine Berufung finden.«

Es ist mir immer peinlich, spirituelle Begriffe wie Berufung und Erfüllung im Kontext berechtigter Kirchenkritik zu hören. Die Kirche erscheint hier als Organisation, die Leistung erwartet, ohne die Geschäftsbeziehung zu klären. Und wäre das

nicht der erste Schritt: zu klären, was jeder und jede erwartet und worin der Gewinn für beide Seiten liegt, ehe wir Worte wie Gewissen oder auch Brüderlichkeit im Mund führen? Ich sehe es so: Der Gewinn im Ehrenamt besteht in Beziehungen, Kompetenzerweiterung, »Vertiefung des eigenen Weges«, Gestaltung von Übergängen und Entwicklung von Netzen. Aber auch Ehrenamt braucht eine grundlegende ökonomische Absicherung. Der Gewinn beruflicher Tätigkeit besteht in professioneller Verantwortung, ökonomischer Sicherheit, Aufstiegsmöglichkeit. Aber auch berufliche Zufriedenheit ist auf Motivationserhalt, Bildungsangebote, Teamentwicklung angewiesen. Deswegen braucht es Rollen- und Strukturklarheit, aber auch Klarheit über die Zielrichtung des eigenen Engagements. Und das gilt für alle Beteiligten. Denn unabhängig von der Frage, ob jemand auch beruflich bei der Kirche beschäftigt ist, kommt es letztlich darauf an, ob die innere Motivation, hier mitzuarbeiten, trägt. Das Priestertum aller Getauften ist die Basis, auf der alles Weitere aufbaut.

In dem Ehrenamtsworkshop, der mir noch ganz unmittelbar vor Augen steht, zeichneten alle Beteiligten ihre Engagementbiographie. Es waren bunte Bilder – Bäume mit Wurzeln, Zweigen und Blätterdach, Flüsse mit Zuflüssen, Seen und Inseln, dynamische Ströme. Mal war es der Beruf oder Familie, aus denen sich ehrenamtliches Engagement entwickelte, mal hatten Teilnehmende auf dem Hintergrund ehrenamtlicher Erfahrungen Berufswechsel vollzogen. Am Ende konnte es die gleiche Tätigkeit sein, die einmal beruflich, einmal ehrenamtlich ausgeführt wurde. Viele von uns kennen das. Ob wir den Gewinn solcher Seitenwechsel schon verstanden haben? Vielleicht hilft da ein Blick auf die obersten Leitungsgremien der Kirche oder die Aufsichtsräte der Diakonie – hier wie da bringen auch die Ehrenamtlichen ihre volle funktionale und berufliche Kompetenz ein. Und es waren ja in der Evangelischen Kirche nicht zuletzt die Ehrenamtlichen in Leitungspositionen, die sich für neue Strategien und betriebswirtschaftliche Ausrichtung eingesetzt haben.

Trotzdem läuft, wenn wir vom Amt reden – vom Hauptamt und vom Ehrenamt – immer noch eine Kompetenzzuschreibung mit: hier die Professionalität der Bezahlten, dort das Engagement mit Herz. Bei seinem Vortrag auf der EKD-Tagung zur Theologie des Ehrenamts vor fünf Jahren[15] ging es Eberhardt Hauschildt um eine bewusste Unterscheidung und den sensiblen Umgang mit der traditionellen Hierarchie von Ämtern und Berufen, aber auch der Hierarchisierung von bezahlten und unbezahlten Kräften. Abgesehen vom Pfarramt ist beides meist nicht identisch. Und der Begriff des »Ehrenamts« bringt eben zunächst die neuzeitliche Unterscheidung zwischen beruflicher Arbeit und bürgerschaftlichem Engagement in Kirche und Gesellschaft zum Ausdruck. Dabei ist übrigens – wie bei den kirchlichen Ämtern – auch ein Blick auf die Geschlechterhierarchie wichtig. Denn es sind noch immer zu 80% Frauen, die das soziale Engagement tragen – nicht nur in Kirche und Diakonie. Hauschildt hatte also die Organisationsseite mit ihrer Geschichte, die Institution mit der Ämtertheologie im Blick, während Michael Herbst dann stärker auf den geistlichen Aufbruch, die Entwicklung von Glaube und Gemeinschaft sah. Damit waren die beiden Pole der Kirchenreformdebatte im Gespräch. Denn jenseits der Amtsdebatte steht heute praktisch-theologisch die Orientierung an den Charismen und die Betonung des gemeinsamen Dienstes im Mittelpunkt.

Vielleicht auch deshalb ist neben dem Rückgriff auf das Priestertum und Diakonentum aller Getauften die Barmer Theologische Erklärung von 1934 eine Leitschnur für das Nachdenken über Ehren- und Hauptamt – bis hin zur Aufnahme in Ehrenamtsgesetze. »Die Kirche als Gemeinde von Brüdern« war der Slogan einer breiten Bewegung, die sich gegen eine von der Reichsregierung korrumpierte, hierarchische Organisation richtete. Der Gemarker Pfarrer Paul Humburg sagte im Mai 1934 in der Barmer Stadthalle, die bekennende Gemeinde habe die Pflicht, darum zu ringen, als Gemeinde das Herz der Welt zu sein. Aber nicht der geographische Raum zähle, Erweckungslust und Veränderungsbereitschaft müssten Raum gewinnen. Denn die Kirche sei nicht dazu da, nur die eigene Gemeinschaft zu pflegen oder ein unverbindliches Christentum als Gesellschaftsreligion zu stützen.[16] Anknüpfend an Barmen sah Gollwitzer später die Zukunft der Kirche in einer Personengemeinschaft auf lokaler und regionaler Ebene, in sozialen Netzwerken, die über die Parochie hinaus gehen, im Bekanntmachen des neuen Lebens – nicht nur in Worten, sondern auch in einem neuen Lebensstil. In der Volkskirche als hierarchischem Apparat mit ihrem Vorrang des kirchlichen Amtes vor den Charismen sah er Elemente der falschen Kirche. Gleichwohl blieb sie für ihn der Ort, an dem die wahre Kirche Ereignis werden kann – nicht zuletzt in der Begegnung mit Gruppen und ökumenischen Gemeinschaften, die neue Herausforderungen angehen.[17] Dabei weisen Barmen III und IV die Richtung: von der Herrschaft zum Dienst, von der einsamen Spitze zur Anerkennung der Vielfalt, von der Verschlossenheit zur Teilhabe. Die Ge-

meinde von Schwestern und Brüdern ist eine offene Gemeinschaft, orientiert an der gemeinsamen Aufgabe, die über die Grenzen von Geschlechtern und Altersgruppen, von Herkunft und Milieus hinaus geht und gerade auch die Leidenden und Benachteiligen einschließt. Hier schließt sich der Kreis zum FAZ-Artikel von Bedford-Strohm.

Wie wird denn nun die Gemeinde von Brüdern und Schwestern erlebt? Welche Rolle spielt die geistliche Dimension im sozialen Engagement? Trägt die Gemeinschaft in den Initiativen, Gruppen oder im Kirchenvorstand so, dass auch Konflikte möglich sind und dass ein offener Austausch über Glaubensfragen stattfindet? Jeder kennt die Klage über den Mangel an geistlicher Arbeit in den Kirchenvorständen. »Darf's ein bisschen mehr sein?« Das war meine Ausgangsfrage in einer Arbeitsgruppe auf einer Ehrenamtstagung der hessischen Diakonie und Kirchen vor zwei Jahren in Kassel. Könnte es sein, dass die Sehnsucht nach spirituellen Erfahrungen durchkreuzt wird von der Angst vor Bloßstellung, mangelnder Kompetenz oder Konflikt? Dass nicht nur der Druck aus der Organisation, sondern auch die Exklusivität der Gruppe und festgelegte Kompetenzzuschreibungen unbefangene, persönliche Begegnungen – und damit auch Gottesbegegnungen erschwert? Beispiel dafür ist die »Andacht« zu Beginn einer Sitzung, die zugleich Eröffnung des offiziellen Rahmens und Eintauchen in einen biblischen Kontext ist. Wenn alles gut geht, wird hier tatsächlich lebendige Kirche erfahren, dann kommen auch die Erfahrungen der Ehrenamtlichen zur Sprache. Wenn alles wie routiniert läuft, wird genau diese Chance verpasst. Die Fortbildungen für Kirchenvorsteher in Hessen-Nassau nehmen dieses Thema auf. Ein anderes Beispiel ist die Einführung Ehrenamtlicher als Kirchenvorstand oder Gruppenleitung. Auch hier geht es um ein Doppeltes: um eine Segenshandlung als Stärkung und um die Hervorhebung und Bestätigung einer Funktion. Die Frage, wie es gelingen kann, in diesem Rahmen kraftvolle, lebendige und gemeinschaftliche Spiritualität erfahren zu lassen, ist nicht banal. Auch eine Einführung von Mitarbeitenden an der Tafel oder in der Flüchtlingsarbeit ist noch immer selten; sie bietet aber die Chance, deren Erfahrungen öffentlich zu machen und wertzuschätzen und auch andere aus ihrem Netzwerk als Gäste einzuladen.

Zwei Beispiele dafür, dass Organisationsentwicklung und geistlicher Aufbruch sich letztlich nicht trennen lassen. Wenn es darum geht, die spirituelle Dimension des eigenen Engagements wahrzunehmen, dann können beruflich Mitarbeitende geistliche Begleiter sein. Dass aber auch der Beruf des Pfarrers bzw. der Pfarrerin nicht automatisch ein Anreiz zum Austausch über Sinnfragen ist, zeigen die letzten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen. Umgekehrt wird jeder Ehrenamtliche kennen, die für andere zu Vorbildern und Mentorinnen werden. Wichtiger als die Frage, ob jemand haupt- oder ehrenamtlich tätig ist, scheint mir, ob diese Rolle durch eine eigene reflektierte Erfahrung gedeckt ist. Deshalb sind Fortbildungsangebote so wichtig. Die Entdeckung von Charismen spielt dabei mit Recht eine große Rolle. Genauso wichtig scheint mir aber die reflektierte Erfahrung von Gemeinschaft auch in Konfliktsituationen und die Entwicklung einer geschwisterlichen Haltung – eben von Augenhöhe. Ich denke dabei gern an den Lettner, der in den vorreformatorischen Kirchen den Bereich der Geistlichen von dem der Gemeinde trennte. Die Reformation hat die Lettner abgebaut, aber in unseren Köpfen stehen sie oft noch. Es wird Zeit, die Sicht frei zu machen und die Wege zu öffnen.

Anmerkungen:

[1] *«Den Sinn des Kreuzes öffentlich machen«, FAZ, 10.5.18.*

[2] *Hans-Martin Barth, Konfessionslos glücklich, S 119.*

[3] *Evangelische Kirche in Deutschland, Engagement und Indifferenz, Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2014.*

[4] *Heinzpeter Hempelmann/ Karen Hinrichs/ Ulrich Heckel/ Dan Peter (Hrsg.): Auf dem Weg zu einer milieusensiblen Kirche. Die SINUS-Studie »Evangelisch in Baden und Württemberg« und ihre Konsequenzen für kirchliche Handlungsfelder, Neukirchen 2015 (Kirche und Milieu Bd. 2).*

[5] *Julia Simonson, Claudia Vogel und Clemens Tesch-Römer (Hrsg.): Freiwilliges Engagement in Deutschland – Der Deutsche Freiwilligensurvey 2014. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin 2016. Kurzfassung im Internet: https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/freiwilliges-engagement-in-deutschland-/96254.*

[6] *»Religiöse Kommunikation und soziales Engagement- Die Zukunft des liberalen Paradigmas«; Leipzig 2016.*

[7] *Potenziale vor Ort, Erstes Kirchengemeindebarometer, Leipzig 2015.*

[8] *Gerhard Hess, Paul-Stefan Ross: »Rahmenbedingungen systematischer Ehrenamtsförderung: Beobachtungen und Erkenntnis-*

se aus der Evangelischen Landeskirche in Württemberg«, in: Cornelia Coenen-Marx. Beate Hofmann (Hg). Zum Zusammenspiel von Haupt- und Ehrenamt in der Kirche, Stuttgart 2017.

[9] Thomas Klie: Caring Community – Verständnis und Voraussetzungen von Verantwortungsübernahme in lokalen Gemeinschaften, in: Beate Hofmann, Cornelia Coenen-Marx (Hg.): Drama, Symphonie oder Powerplay – Haupt- und Ehrenamt in der Kirche?, Kohlhammer April 2017.

[10] www.evangelisch-Ehrenamt.de.

[11] Kirchenreform und betriebswirtschaftliches Denken: Modelle, Erfahrungen, Alternativen, Gütersloh 2013.

[12] www.essener-tafel.de.

[13] Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis, V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2016.

[14] Bärbel Mohr, Laila Schmidt, Arbeitslos und trotzdem glücklich, 2009.

[15] Theologie des Ehrenamtes (Konsultationstag des Referats Sozial- und Gesellschaftspolitik des EKD-Kirchenamts), epd-Dokumentation 21/13.

[16] Sonderdruck Barmer Zeitung 1.6.1934 zit. Bei Rudolf Weth, Barmen als Herausforderung für die Kirche, Neukirchen 1984.

[17] Helmut Gollwitzer, Befreiung zur Solidarität, Einführung in die Evangelische Theologie 1978. D

Herz und Herz vereint zusammen – oder? Zusammenarbeit in unterschiedlichen Handlungsfeldern

Interview zum Handlungsfeld Verkündigung

Berlin, Schwanenwerder, 16. Mai 2018

Teilnehmende:

Anja Bergemann, Sprecherin der Prädikantinnen und Prädikanten in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland

Dr. Lars Emersleben, Referent im Dezernat für Theologie, Archiv und Publizistik des Landeskirchenamtes der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland

OKR Mathias Lenz, Leiter des Dezernats für Theologie, Archiv und Publizistik des Landeskirchenamtes der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland

Mathias Lenz:
Frau Bergemann, seit wann sind Sie Prädikantin und wie ist es dazu gekommen?

Anja Bergemann:
Ich habe die Ausbildung zur Prädikantin 2008 angefangen. Seit 2011 bin ich fertige Prädikantin und regelmäßig in meiner Gemeinde eingebunden.
Ich komme ursprünglich aus der Nähe von Itzehoe und bin für Studium und Ausbildung nach Lübeck gekommen. Dort habe ich meinen Mann kennengelernt und wir sind nach der Wende nach Mecklenburg gezogen. Bis dahin hatte ich mit Kirche nichts zu tun. Bin getauft und konfirmiert aber nur, weil alle mitgemacht haben. Nachdem wir auf das Dorf gezogen waren, haben wir über den Gemischten Chor Carlow Kontakt zum Pastor gehabt, der dort auch mitgesungen hat. Nach einer Krise fing ich an mich für die Gottesdienste zu interessieren. Gespräche mit dem Pastor haben mich im Glauben gestärkt.
Wie es dann so ist, wenn man Interesse zeigt … irgendwann hat »mein« Gemeindepastor gefragt, ob ich Lust haben ein Gottesdienstkonzept für meditative Gottesdienste mit zu entwickeln. Ja klar hatte ich Lust. Wir haben dann ein Konzept für die Gottesdienste entwickelt und es auch gemeinsam gestaltet.
Dann wurde ich gefragt, ob ich die Leitung einmal übernehmen könnte, wenn unser Pastor im Urlaub ist. Ja, kann ich wohl… Dann wurde ich gefragt, ob ich nicht auch am Sonntagmorgen statt Gottesdienst, eine Andacht machen könnte. »Andacht« hat er zu mir gesagt, und im Gemeindebrief stand Gottesdienst …
Daraufhin habe ich beschlossen, es doch richtig zu lernen und habe mich zum Lektorenkurs angemeldet. Der wird vom Kirchenkreis Lübeck-Lauenburg und Mecklenburg angeboten.
Da habe ich dann gemerkt, dass es mir viel Freude macht, mich im Gottesdienst noch mehr einzubringen. Und ich habe gemerkt, dass der Umgang mit den Lesepredigten, die dort Verwendung finden, nicht so einfach ist. Ich hatte Lust bekommen, selber zu predigen. So habe ich gleich anschließend die Prädikantenausbildung gemacht.
Nun bin ich als Prädikantin in meiner Gemeinde tätig und bin seit 3 Jahren nun auch im Leitungsteam der Lektorenausbildung.

Mathias Lenz:
Lars, Du warst lange Jahre Gemeindepastor. Welche Rolle hat für Dich dabei die Verkündigung im engeren Sinn gespielt, also die Predigt im Gottesdienst?

Dr. Lars Emersleben:
Ich bin eigentlich durch Gottesdienst und das Hören von Predigten erst Theologe geworden – als Jugendlicher in einer Gemeinde und dann vor allem an der Universität, wo ich viele Jahre studiert und dann wissenschaftlich weitergearbeitet habe. Mir war das Zuhören immer sehr wichtig.
Meine Frau und ich sind dann 1998 als Pastorenehepaar jeweils auf halben Stellen in unsere erste Gemeinde gekommen – eine kleine ländliche Gemeinde im Norden Schleswig-Holsteins. Die hatte den Ruf, dort würde niemand zu den Gottesdiensten kommen. Das konnte ich auch durchgängig in der Chronik meiner Vorgänger lesen. Wir wollten den Gottesdienst aber zum Zentrum des Gemeindelebens machen und haben hier viel Zeit und Arbeit investiert. Vor allem haben wir versucht, einen Stil der Gastfreundschaft im Gottesdienst zu leben – also persönliche Begrüßung an der Tür, Lieder, die man auch als kirchenferner Mensch mitsingen kann, einen schlichten liturgischen Ablauf, der Fremdheit vermeidet. Das haben wir auch in den Amtshandlungen so gemacht. Das kam auch gut an.

Aber die meisten positiven Rückmeldungen gab es zu den Predigten: die Menschen unserer damaligen Gemeinde wollten etwas in der Predigt hören, was sie auch interessiert. Und offenbar haben wir da den richtigen Ton getroffen und in den Predigten die Lebensthemen der Menschen mit dem biblischen Wort verbinden können. Jedenfalls wurde im Dorf darüber gesprochen, was am Sonntag gepredigt wurde und es kamen über die Jahre im Schnitt 70 Leute pro Gottesdienst, manchmal auch 200.
Und das hat uns dann natürlich auch weiter angespornt, sich bei der Gottesdienstvorbereitung und Predigt wirklich Zeit und Gedanken zu machen. Insofern war der Predigtdienst am Sonntag und bei den vielen Kasualien – besonders bei den Beerdigungen – neben dem Konfirmandenunterricht unser Arbeitsschwerpunkt. Und das würde ich heute genauso so wieder versuchen.

Mathias Lenz:
Frau Bergemann, welche Kompetenzen braucht jemand, der predigen will?

Anja Bergemann:
Kompetenzen … da fallen mir zwei Dinge ein. Wenn ich an meine Arbeit denke und was ich brauche, um die gut zu machen, dann ist das eine gute Ausbildung und der Sachverstand. Ich brauche das Handwerkszeug, um die Aufgaben erledigen zu können. Und ich muss wissen, was ich machen darf und was nicht. Es muss definiert sein, welche Entscheidungen ich treffen darf und welche nicht.
Bei der Arbeit geht es um Qualität und die Sicherung der Qualität der Produkte, die die Firma herstellt. Alle Prozesse unterliegen ISO 9000 zur Qualitätssicherung.
Das auf Predigt zu übertragen ist nicht ganz leicht. Aber auch dort brauche ich eine Ausbildung und die Definition der Grenzen und Aufgaben. Und Qualität sollen die Predigten – und Gottesdienste – ja auch haben. Nur sind dort die Kriterien nicht so leicht zu definieren.

Mathias Lenz:
Lars, welche Kompetenzen braucht jemand, der predigen will?

Dr. Lars Emersleben:
Texte schreiben und Vorträge halten ist in der Tat lernbar. Da geht es nicht nur um persönliches Charisma, sondern es gibt auch schlicht Handwerkszeug, das man beim Schreiben und Vortragen jeder Art von Reden oder Texten beachten sollte. Da gibt es gute Bücher zu, deshalb möchte ich hier nicht auf Details eingehen. Für mich gehört dazu vor allem Sprachwitz – da kann man von manchen Kabarettisten im Moment viel lernen. Man muss halt gut erzählen können.

Aber für mich gibt es drei besondere Kompetenzen, die man zusätzlich noch auf die Kanzel mitbringen sollte oder auf dem Weg dorthin lernen sollte:

Erstens: Man muss verinnerlicht haben, worum es für einen selbst im Evangelium geht. Dazu muss man eine innere Haltung haben, die man auch kommunizieren kann, wovon man erzählen kann anhand eines biblischen Textes oder sonntäglichen Themas – ich muss also einen theologischen Gesamtzusammenhang haben. Ich nenne das Frömmigkeit, man kann das auch Gottesbewusstsein nennen oder Wirklichkeitsverständnis, der Begriff ist mir gleich – Hauptsache, ich kann das in Worte fassen und jemand anderen schlicht sagen, was ich glaube, worauf ich vertraue und was ich von Gott erwarte.
Zweitens: Man muss wach sein für die Lebenswirklichkeit der Menschen, die einem gegenübersitzen. Wenn etwas passiert ist, was die Menschen beschäftigt, muss das in einer Predigt vorkommen. Wenn etwa jemand, der vielen bekannt ist, plötzlich verstorben ist durch einen Unfall oder was auch immer, dann kann man das nicht einfach ignorieren – weil es oben auf liegt. Damit man das aber überhaupt mitbekommt, muss man vor allem zuhören, sich sozusagen vollsaugen in der Woche mit dem, was dran ist. Und es muss dann auf der Kanzel mit der biblischen Botschaft des Textes und dem Ganzen, was Gott uns sagen will, in Verbindung gebracht werden. Menschen wollen etwas vom Leben hören und was Gott wohl dazu sagen würde.
Und drittens: Damit das alles nicht zu großspurig daherkommt, sollte jemand, der predigen will, Humor haben. Vor allem sollte man über sich selbst lachen können und ein weites Herz haben für die Schwächen der Menschen und so etwas wie sprachliche Barmherzigkeit leben, also Denkräume öffnen, Möglichkeiten zeigen, hin weisen auf das, was schon gelungen ist, damit man in die Richtung weitermachen und weiterleben kann. Moralsaure Beschimpfungen haben auf der Kanzel nichts zu suchen.

Mathias Lenz:
Frau Bergemann, würden Sie sagen, dass es einen Unterschied macht, ob Sie als Prädikantin predigen oder Dr. Emersleben als Pastor? Und wenn es einen Unterschied macht, wo erleben Sie diesen Unterschied als bereichernd, wo macht es Mühe?

Anja Bergemann:
Ja und nein…. Ich glaube aus Sicht meiner Gemeinde macht es keinen Unterschied, ob ich an einem Sonntag predige oder unsere Pastorin. Die Gemeinde nimmt mich als Predigerin genau so ernst und sie kommen auch gerne in meinen Gottesdienst.
Vom Hintergrund der Personen, die predigen, macht es sehr wohl einen Unterschied. Ich bin keine studierte Theologin. Ich habe einen Job in der Entwicklung und Konstruktion eines amerikanischen Unternehmens. Meine Arbeitswelt fließt schon mal in die Predigt mit ein. Und mit dem Hintergrund meines Alltags beschäftige ich mich mit den Predigttexten.
Für eine Gemeinde mit hochtheologischen Anspruch an eine Predigt wäre ich nicht die Richtige.

Mathias Lenz:
Lars, macht es für dich einen Unterschied? Und wenn ja, wo ist dieser Unterschied für Dich bereichernd, wo macht es Mühe?

Dr. Lars Emersleben:
Wenn ich Prädikantinnen und Prädikanten höre, dann freue ich mich immer am meisten, wenn sie ihre Lebens- und Berufsperspektive deutlich einbringen – weil das noch einmal einen anderen Zugang zu den biblischen Texten und der Glaubenswelt ermöglicht. Ich kann dann noch einmal nachvollziehen, wie es aus dieser Sicht aussieht und vielleicht Neues entdecken, was ich bisher noch nicht kannte. Und da finde ich es auch bereichernd, wenn gerade nicht die gängigen sprachlichen Ausdrucksformen verwendet werden, die man auf Kanzeln von Theologen erleben kann.
Darin sehe ich auch die Bereicherung für die ganze Gemeinde: Da kommt jemand, der aus seiner oder ihrer Sicht etwas zum Glauben, zur biblischen Überlieferung sagt – gerade nicht als wissenschaftlicher Theologe oder Theologin. Und es sprachlich anders ausdruckt als gewohnt.
Nicht so gut klar komme ich damit, wenn Prädikantinnen oder Prädikanten sich in theologische Theoriediskussionen begeben, wo ich das Gefühl bekomme, die haben sie nicht wirklich durchdrungen. Und ich merke das daran, dass Begriffe verwendet werden, die so eigentlich nicht gemeint sind oder der historische Hintergrund mancher Gedanken nicht bedacht wird. Aber das ist für mich weniger ein Problem, weil das Prädikantinnen oder Prädikanten tun, sondern weil Theologie für mich eben auch eine Wissenschaft ist. Und die muss man wirklich ernsthaft und mit Überzeugung studiert haben – sonst sollte man wissenschaftlich-theologische Überlegungen von der Kanzel lassen. Aber so etwas kann einem auch bei einer Pastorin oder einem Pastor passieren. Kurz: wenn Prädikanten wissenschaftliche Theologie imitieren – da habe ich so meine Schwierigkeiten.
Das kann man etwa mit dem Unterschied von selbstgemachter Marmelade und einem Produkt aus dem Laden vergleichen. Es gibt immer Menschen, die finden eine selbstgemachte Marmelade einfach liebevoller, persönlicher – das ist das beste. Und andere wollen lieber eine Marmelade, wo man die Inhaltsstoffe auf dem Etikett lesen kann, weil man eben gegen manches allergisch ist, wo ein Haltbarkeitsdatum draufsteht und die auch so schmeckt, wie man es gewohnt ist, und man halbwegs hoffen kann, dass die Hygienestandards eingehalten worden sind.
Wenn dann aber die Hausmarmeladekocher auch anfangen, mit Maschinen zu arbeiten, chemische Zusätze benutzen und sich die Zutaten im Großmarkt einkaufen – wenn das bekannt wird, dann schmeckt die Marmelade nicht mehr. Und ich erwarte von einem Ladenprodukt eben auch, dass drin ist, was draufsteht, ansonsten lasse ich das lieber stehen.
Also, wenn man im Bild bleiben will: entweder spürbar selbstgemacht oder spürbar professionell. Mischformen finde ich nicht so gut. Und wenn ich als Pastorin oder Pastor ein Profi bin, dann sollte ich mich auch so verhalten und meine wissenschaftliche Ausbildung auch einfließen lassen – theologische Erkenntnisse sollten die Profis auf der Kanzel auch weitergeben. Darin sehe ich den wesentlichen Unterschied – nicht im Status oder im Geld, sondern darin, ob man wissenschaftlich theologisches Denken mit transportieren kann. Denn Theologie ist ja eben nicht abgehobenes Daherschwafeln, sondern die Kunst, das große Ganze anhand eines Textes aufscheinen zu lassen – damit die Zuhörer einen Erkenntnisgewinn haben – und zwar einen, der sie auch emotional bewegt.

Mathias Lenz:
Frau Bergemann, wie bewertet aus Ihrer Erfahrung die Gemeinde Ihren Dienst als Prädikantin? Wie ist das mit der Wertschätzung im Vergleich zu Pastorinnen und Pastoren? Und wenn ich das gleich mal ein bisschen ausweiten darf auf Ihre Funktion als Sprecherin der PrädikantInnen in der Nordkirche: Was hören Sie in dieser Hinsicht von anderen Prädikantinnen und Prädikanten?

Anja Bergemann:
Ich bin in meiner Gemeinde gut eingebunden. Die Zusammenarbeit mit der Pastorin klappt sehr gut.

Wir machen immer rechtzeitig die Terminplanung, so dass ich genügend Zeit zur Vorbereitung habe.
In der Gemeinde fühle ich mich akzeptiert als Prädikantin. Auch werden die Pastorin und ich als Team wahrgenommen, wenn wir gemeinsam Gottesdienste gestalten.
Direkte Rückmeldungen aus der Gemeinde – zur Predigt z.B. – sind selten. Die Stimmung im Gottesdienst und die Begegnung mit den Menschen nach dem Gottesdienst zeigen mir doch, dass ich akzeptiert und wertgeschätzt bin.
Ich denke, dass meine Gottesdienste in der Gemeinde genauso wertgeschätzt werden, wie die der Pastorin. Wir haben uns auch dazu entschieden, im Gemeindebrief nicht zu veröffentlichen, wer den Gottesdienst leitet. Und bisher hat es da keine Kritik gegeben.
Als Prädikantensprecherin höre ich viel von meinen Kollegen. Ich höre viel Gutes und dass die PrätikantInnen gut eingebunden sind in ihren Gemeinden. Ich höre aber auch von den Problemen.
Auf unserem letzten Mecklenburger Prädikantenkonvent hat mir ein Kollege erzählt, dass er Vertretungsdienste im Umland seiner Gemeinde macht. Er macht es auch gerne, vermisst aber die Unterstützung. Die Pastoren fragen ihn an, ob er die Gottesdienste übernehmen kann und kümmern sich dann nicht mehr. Er bekommt nur mühsam die Informationen und fühlt sich dann mit dem Dienst allein gelassen.
Das ist ein Beispiel. Viele Prädikanten machen Vertretungsdienste und ich höre von diesem Problem der fehlenden Informationen oder schlechte Vorbereitungen der Gottesdienste vor Ort. So fehlen Küster oder Organnisten oder die Kontakte vor Ort.

Mathias Lenz:
Lars, von manchen der pastörlichen Amtsschwestern und -brüder hört man ja mitunter die Klage: Warum habe ich eigentlich eine so lange Ausbildung mit Studium und Vikariat auf mich genommen, wenn die Kirche jetzt den Prädikantinnen und Prädikanten nicht nur den Predigtdienst, sondern sogar – unter bestimmten Umständen – die Durchführung von Amtshandlungen erlaubt? Was würdest Du darauf antworten?

Dr. Lars Emersleben:
Ich würde mich erst einmal fragen, woher eigentlich diese Kränkung kommt: ich musste so viel dafür tun und nun kommt da jemand und darf alles. Da sehe ich eigentlich die Folgen von ganz anderen Kränkungen. Viele in meiner Generation haben nur unter sehr schweren Bedingungen und harten Auswahlverfahren überhaupt ein Examen gemacht – wir waren ja immer zu viele. Zu viele in der Schule, im Studium, im Vikariat, auf den ersten Stellen. Viele haben nur unter wirklich schwierigen Verhältnissen ihre ersten Stellen erhalten mit Teilzeit, Gehaltsverzicht und unter durchaus fragwürdigen Arbeitsbedingungen. Und immer mit dem Hinweis: Nun arbeite man ordentlich viel und gut, sonst geht es nicht weiter. Und das haben vor allem die Ehrenamtlichen sie spüren lassen. Das hat viele Pastorinnen und Pastoren bis heute geprägt und verletzt – ohne, dass es Möglichkeiten gab, dies irgendwie in den letzten Jahren einmal heilend anzusprechen.

Und nun gibt es von Seiten mancher kirchenleitenden Personen und Gremien gegenüber Ehrenamtlichen eine ja ganz gegensätzliche Haltung: Wir brauchen euch, ihr seid wichtig, ihr seid der Schatz der Kirche. Wenn es um Ehrenamtliche in Arbeitsbereichen geht, die nicht pastoral sind, ist das vielleicht für manche Pastores unproblematisch. Aber offenbar kommt manche alte Kränkung sehr deutlich nach oben, wenn es um den Kernbereich ihrer pastoralen Identität geht: Predigen und Amtshandlungen machen.
Ich kann diese Kränkung emotional nachvollziehen – aber es ist dennoch falsch, so zu reagieren. Denn die Prädikantinnen und Prädikanten sind zum einen die völlig falsche Adresse für solche Beschwerden über mangelnde Wertschätzung. Und außerdem kann man die damals gemachten Fehler in der Personalführung nicht wieder gut machen, indem man nun für die Prädikanten dieselben Fehler einfordert nach dem Motto: Wir hatten es nicht leicht, nun sollen es die anderen auch nicht leicht haben.
Trotzdem halte ich Amtshandlungen durch Prädikanten aus ganz anderen Gründen für nicht richtig. Taufe und Abendmahl sind Sakramente und damit Teil der öffentlichen Wortverkündigung, das verstehe ich theologisch nicht vorrangig als Amtshandlung.
Doch Beerdigungen, Konfirmationen, Trauungen oder Segnungen sind zwar auch öffentliche Gottesdienst – also alles öffentliche Wortverkündigung. Aber der emotionale Druck ist ein völlig anderer als in einem sonntäglichen Gottesdienst – und bei Beerdigungen auch der Zeitdruck. Und deshalb sollten nur diejenigen solche Amtshandlungen machen, die dazu besonders und tiefgreifend ausgebildet worden sind. Da sollte man aber sachlich diskutieren.
Es stellt sich mir also vor allem die Frage, ob wir in den Anfragen an den Prädikantendienst nicht auch das Echo einer erlebten Geringschätzung der beruflichen pastoralen Tätigkeit hören können.

Und da muss ich sagen: Auch die, die den pastoralen Beruf professionell ausüben, brauchen emotionale Wertschätzung und haben die meiner Meinung nach auch verdient und nicht bereits mit dem Gehaltsscheck bekommen und mehr gibt es nicht.

Mathias Lenz
Frau Bergemann, wenn wir mal den Aspekt »Zusammenarbeit von Haupt- und Ehrenamtlichen« in den Blick nehmen – wie sieht das beim Amt oder der Funktion der Verkündigung aus? In welcher Form geschieht da Zusammenarbeit mit Pastorinnen und Pastoren, aber natürlich auch mit Küster oder Kirchenmusikerin?

Anja Bergemann:
Die Zusammenarbeit in meiner eigenen Gemeinde klappt sehr gut. Mit der Pastorin klappen die Absprachen und die Aufgabenverteilung gut. Mit Küster und Kirchenmusiker muss ich nichts abstimmen, da wir beides nicht haben. Die Zusammenarbeit mit dem ehrenamtlichen Küsterdienst – der vom KGR wahrgenommen wird – ist unproblematisch.
Es ist wichtig, im Gespräch zu sein, die Aufgaben gut zu definieren und zu planen. Wir planen in unserer Gemeinde die Gottesdienste und wer die Verantwortung dafür übernimmt. Ich habe für meinen Dienst alle Schlüssel und somit Zugang zu allen Dingen, die ich für den Gottesdienst benötige. So kann ich den Dienst dann eigenständig machen und die Pastorin muss sich dann nicht mehr kümmern.
Als Nordkirchensprecherin höre ich aber auch andere Töne. Terminabsprachen sind kurzfristig. Oder der Organist verweigert die Zusammenarbeit oder hält sich nicht an Vorgaben. Oder es ist für PrädikantInnen schwer überhaupt in den Predigtplan hineinzukommen. Oder die Abendmahlsgottesdienste werden nicht den Prädikanten »gegeben«.
Da wäre es schön, wenn dort ein bisschen mehr gegenseitiges Vertrauen herrschen würde.

Mathias Lenz:
Lars, wenn es um die Zusammenarbeit von Haupt- und Ehrenamtlichen geht, dann gibt es, soweit ich sehe, typische Vorurteile hüben wie drüben. Die Hauptamtlichen sagen: Bei Ehrenamtlichen weiß man nie, ob sie nicht von einem auf den anderen Moment sagen: Jetzt kann ich leider doch nicht mitmachen, mir ist etwas dazwischen gekommen. Und die Ehrenamtlichen sagen: Die Hauptamtlichen sitzen immer am längeren Hebel, weil sie über Finanzen und Zeit verfügen und uns Ehrenamtliche nur für Hilfsdienste brauchen. Was ist aus Deiner Sicht nötig, damit es gute Voraussetzungen für die Zusammenarbeit gibt?

Dr. Lars Emersleben:
Ich finde da klare Regelungen wichtig: klare Absprachen mit Grenzen und Möglichkeiten. Und es muss Zeit sein, für die kleinen Absprachen vorweg. Das ist aber nicht anders als bei allen anderen Mitarbeitenden – ob nun ehrenamtlich oder nicht.
Und ich habe meinen Beruf immer auch so verstanden, dass er anderen etwas ermöglichen soll, Sicherheit geben soll – dann arbeitet man auch mit mir gerne zusammen. Und das sollte ja das Ziel sein: gute Zusammenarbeit.
Und das haben wir in der Nordkirche jedenfalls durch das Prädikantengesetz und die daraus folgenden Vereinbarungen zwischen den Gemeinden und den Prädikanten ja auch deutlich verbessert: Verlässlichkeit auf beiden Seiten. Das ist zugesagt und das sind die Rahmenbedingungen. Und wir versuchen auch, dies immer wieder im Bewusstsein zu halten, was das bedeutet: Kostenerstattungen – Fortbildungsangebote und Fortbildungspflicht etc. Auch zum Schutz der Ehrenamtlichen: einmal vor überbordenden Anfragen und auch vor der nicht geringen Versuchung, schon von sich aus immer mehr zu machen.

Mathias Lenz:
Frau Bergemann, wie ist das aus Ihrer Sicht. Welche Voraussetzungen sind nötig?

Anja Bergemann:
Das Prädikantengesetzt ist sehr hilfreich und bietet Sicherheit auf beiden Seiten. Eine Gute Vereinbarung über den Dienst hilft und es schützt auch vor übermäßigen Forderungen.
Eine gute Sache ist auch die Regelung der Kostenerstattung. Da wäre es allerding auch schön, wenn es Prädikanten leichter gemacht wird, die Kosten einzufordern. Fahrkosten und Auslagen sollten selbstverständlich erstattet werden. Wenn die Gemeinden da einen Schritt auf die Prädikanten zugehen würden und einmal fragen: »Gibt es noch Auslagen oder Fahrkosten, die wir erstatten sollen?« Oft höre ich, dass es mühsam ist, die Auslagen einzureichen. Man kommt sich schnell wie ein Bittsteller vor, obwohl ja alles geregelt ist. Ja und es ist gut, wenn Hauptamtliche und Ehrenamtliche im Gespräch bleiben und sich gegenseitig respektieren.

Mathias Lenz:
Frau Bergemann, in der Theologie ist ja oft die Frage diskutiert worden, ob das Amt der Verkün-

digung nun Teil der Gemeinde oder Gegenüber zur Gemeinde ist. Wie ist das für Sie? Auf der Kanzel stehen Sie der Gemeinde ja im wörtlichen Sinn gegenüber. Aber welche innere Haltung haben Sie dazu?

Anja Bergemann:
Ich fühle mich eher nicht als Gegenüber. Eher als Teil der Gemeinde mit besonderem Auftrag vielleicht. Ich bin in den Gottesdiensten oft einfaches Gemeindeglied und dann auch wieder Gottesdienstleitende. Und doch immer auch mit dem Hintergrund, dass ich zur Gemeinde gehöre.
Ich möchte im Gottesdienst die Gemeinde mit auf den Weg nehmen. Vielleicht schon als Leitende aber nicht als Gegenüber.

Mathias Lenz:
Lars, wie ist das für Dich als Pastor – bist Du Teil der Gemeinde oder ihr Gegenüber?

Dr. Lars Emersleben:
Früher habe ich gedacht, wenn ich auf der Kanzel stehe und den Talar anhabe, dann bin ich ein klares Gegenüber – wenn ich die Kirche verlasse, den Talar ausziehe und beim Sport bin, bin ich einer aus der Gemeinde. Das klingt theoretisch wunderbar.
Das ist in meinem Leben aber nicht so gelaufen. Ich war immer der Pastor in meinen Gemeinden, egal bei welchem Anlass, ob nun beim Feuerwehrball oder wenn ich wegen meiner Kinder beim Elternabend war. Das mag daran gelegen haben, dass die Sozialstruktur überschaubar war. Ich höre das aber auch durchaus von Großstadtkollegen, die auf Parties ungern erzählen, welchen Beruf sie haben, weil ihnen dann den Rest des Abends Lebensbeichten erzählt werden oder Leute gar nichts mehr sagen. Pastor sein wird eben nicht nur als Tätigkeit wahrgenommen, es gilt nach wie vor tatsächlich als Daseinsform – inzwischen aber eher als seltsame.
Ich fühlte mich aufgrund solcher Erfahrungen tatsächlich immer mehr als Gegenüber. Und es ist auch manches dadurch leichter. Ich habe nämlich auch einen gewissen Schutz durch meine Rolle und kann so auch Unangenehmes sagen. Von der Kanzel und auch sonst. Es wird sogar durchaus erwartet, dass ich Sachen sage, die die anderen sich nicht trauen – ob in Familiensituationen bei Beerdigungsgesprächen oder auch zu öffentlichen Angelegenheiten von der Kanzel.
Und das hat für mich auch mit dem Auftrag zu tun, dass unsere Kirche geleitet wird durch Auslegung der Bibel. Predigen ist auch ein Leitungshandeln – nicht indem man moralisch sagt, was zu tun oder zu lassen ist. Sondern durch das Aufzeigen von Möglichkeiten und Perspektiven, durch beschreiben von Ursachen und Folgen, also durch Aufklärung mit frommem Hintergrund.
Und dazu muss ich auch ein Gegenüber sein – jemand, der von der Seite her auf das Geschehen schaut und dieses kommentiert. Nicht von oben herab, aber auch nicht ohne Überblick.
Insofern sind Pastoren für mich schriftgelehrte Leitungspersonen, geschult in der Auseinandersetzung mit von der Tradition abweichenden Meinungen, d. h. im modernen Sinne akademische Theologen. Das Pastorenamt soll leiten und aufgrund akademisch-theologischer Ausbildung unterscheiden können zwischen Irrlehren und dem überlieferten Evangelium – diese Unterscheidung ist jedoch flüssig, sie steht nie fest.
Ich möchte dazu ein Bild zur Verdeutlichung von der Küste nutzen: Solange es Ebbe ist, ist es kein Problem, eine Wattwanderung zu unternehmen. Das kann jeder. Sicherlich nützlich ist es, wenn man jemanden mithat, der sich ein bisschen auskennt und weiß, wann wieder Flut ist. Aber wenn man sich als Gruppe ziemlich weit hinausgewagt hat, braucht man bei der kommenden Flut eine Insel, auf die man sich sicher zurückziehen kann. Die Prädikantinnen und Prädikanten agieren für mich von solchen Inseln aus. Inseln, die eine sichere Grundlage der Verkündigung sind.
Die Pastorinnen und Pastoren unserer Kirche sind diejenigen, die aufgrund ihrer akademischen Ausbildung solche sicheren Inseln aufschaufeln sollen – denn: unsere Überlieferung ist eben nicht eindeutig und steht auf einer sicheren Basis, sondern muss in jeder Generation neu aufgrund der Erkenntnisse über die biblischen Schriften immer wieder rekonstruiert werden. Es ist ja nicht einmal der griechische Text des Neuen Testaments eindeutig, sondern eine Rekonstruktion, im Alten Testament ist es noch komplizierter. Darum müssen die Pastoren aufgrund ihrer akademischen, theologisch-wissenschaftlichen Ausbildung von der Flüssigkeit der Theologie wissen und damit umgehen können. Ebenso müssen sie professionell mit den Irrungen und Wirrungen bisheriger Auslegung – den konfessionellen und theologieschulischen Strömungen dieses Wattenmeeres – umgehen können. Kurz: Pastoren stehen nicht auf sicheren Inseln der Verkündigung, sie müssen schwimmen können – und zugleich für sich selbst eine Insel gewonnen haben – denn: Pastorinnen und Pastoren müssen für sich und andere Landgewinnung betreiben können. Mehr oder weniger, je nach Fähigkeiten. Wir sind auf die akademischen Fähigkeiten der Pastorinnen angewiesen, damit die anderen Verkündigenden sich daran orientieren können. So könnte man verstehen, wenn in unserer Verfassung steht, die

anderen Berufsgruppen hätten »im Rahmen der Beauftragung teil am Amt der öffentlichen Verkündigung und an seinen Rechten und Pflichten«.

Pastorinnen und Pastoren sollen die strittigen Überlieferungen klären, sie sollen systematisch-theologische Probleme beleuchten, die historischen Aspekte unterfüttern, d. h. diachron und synchron das mögliche Tableau der Auslegung nach wissenschaftlichen Kriterien ausleuchten – nicht in jeder Predigt oder in jeder Stunde des Konfirmandenunterrichtes, aber sie müssen es können (1. Examen) und vor Verkündigungsantritt für sich persönlich geklärt haben (2. Examen) – damit die anderen und sie selbst sich daran orientieren können. Aber dies geschieht eben nicht in fundamentalistischer Verfestigung, sondern in akademisch-intellektueller Dynamik.

Mathias Lenz:
Frau Bergemann, welche Angebote zur Unterstützung für Ihren Prädikantendienst nutzen Sie? Welches Unterstützungsangebot war aus Ihrer Sicht besonders gelungen?

Anja Bergemann:
Ich nutze die Informationen aus dem Gemeindedienst zu Fortbildungen. Die Konvente der Prädikanten sind nicht nur Pflicht, sondern auch eine gute Möglichkeit sich zu informieren und miteinander in Kontakt zu bleiben.
Die Informationen über die Kirchenkreissprecher und Beauftragten helfen auch. So wie ich höre, klappt das aber nicht in allen Kirchenkreisen gleich gut.

Mathias Lenz:
Lars, brauchen wir in der Kirche besondere Unterstützungsangebote für Zusammenarbeit von Prädikanten und Pastoren?

Dr. Lars Emersleben:
Ich würde mir wünschen, wir würden die Fortbildungsangebote auch mehr für Prädikantinnen und Prädikanten öffnen. Es gibt zwar mit Sicherheit sehr berufsspezifische Fortbildungsnotwendigkeiten für Pastoren – die müssen auch auf Pastoren beschränkt bleiben. Aber manches wäre gemeinsam gut durchführbar und würde die persönlichen Begegnungen stärken, die wir dringend brauchen.
Für mich wären also ab und an einmal gemeinsame Konvente eine Möglichkeit. Oder eben bestimmte Kurse am Pastoralkollegs etc.
Das jedoch haben wir auch mit anderen Berufsgruppen zu beklagen: Wo sind die gemeinsamen Begegnungen mit Kirchenmusikern, mit Gemeindepädagogen, mit Diakonen, Erzieherinnen – Religionslehrkräften. Wir könnten ja viel mehr zusammenarbeiten. Da ist manches in Bewegung, schlicht, weil sich die Herausforderungen an die Kirche verändert haben und die Kirche sich deshalb weiterentwickelt.

Mathias Lenz:
Frau Bergemann, in der Nordkirche stehen wir im Moment vor der Herausforderung, dass sich die Zahl der Pastorinnen und Pastoren in den nächsten 12 Jahren vielleicht um 1/3 verringern wird. Was bedeutet das aus Ihrer Sicht für den Dienst der Prädikantinnen und Prädikanten? Können und wollen Prädikantinnen und Prädikanten die Lücken schließen, die sich dadurch auftun?

Anja Bergemann:
Nein! Die Lücken wollen und können Prädikanten nicht schließen. Das wäre für mich auch ziemlich anmaßend, wenn das unser Ziel ist.
Wir versehen unseren Dienst ehrenamtlich, und da wäre für mich dann auch die Grenze, wenn die »gottesdienstliche Welt« nur mit Prädikanten zu retten wäre. Ich mache meinen Dienst gerne und mit Freude. Doch wenn ich ehrenamtlich auch noch Amtshandlungen machen sollte, wäre das für mich zu viel. Prädikanten sind eine Bereicherung in der Gemeinde aber kein Ersatz. Da muss zukünftig gemeinsam ein Weg gefunden werden, um die veränderte Situation zu meistern. Ehrenamtliche und Hauptamtliche zusammen.

Mathias Lenz:
Lars, im Blick auf die Entwicklung der Zahlen von Pastorinnen und Pastoren – siehst Du die Notwendigkeit, den Prädikantendienst zu professionalisieren, z. B. dadurch, dass die Kirche dafür bezahlt, also Aufwandsentschädigungen auch für den Zeitaufwand und nicht nur Erstattung von Auslagen und Fahrtkosten?

Dr. Lars Emersleben:
Ich frage mich eher, warum der Pastorenberuf nicht mehr so attraktiv erscheint, wie noch zu meiner Studienzeit. Darüber müsste viel mehr nachgedacht werden. Auch in Bezug auf Wertschätzung derjenigen, die diesen Beruf jetzt schon machen. Wenn deren Kinder Pastorin oder Pastor zu sein als unattraktiv erleben, läuft etwas schief. Das ist aber ein weites Feld und würde den Rahmen heute sprengen.
Klar erscheint mir: Wenn alle Strukturen so bleiben, wie sie sind, dann werden wir den Pastorenmangel nicht ausgleichen, indem wir Ehrenamtliche einfach an deren Stelle setzen. Entweder würde dies zu einem deutlichen Rückgang von

Quantität und Qualität der Arbeit führen oder wir würden die Ehrenamtlichen in kürzester Zeit verheizen. Dann hätten wir aber weder die Attraktivität der öffentlichen Verkündigung gestärkt, noch die Möglichkeiten aus den Zuhörenden neue Verkündigende zu gewinnen. Deshalb halte ich davon gar nichts, Prädikanten einfach die Arbeit der fehlenden Pastoren machen zu lassen. Prädikanten sind nicht der Lückenbüßer für fehlende Konzepte zur Nachwuchsgewinnung.
Aber gehen wir einmal davon aus, dass es nur um eine Frage der Honorierung der jetzigen Arbeit der Prädikantinnen und Prädikanten geht – also in dem Umfang, wie wir ihn heute haben. Soll das bezahlt werden?
Erst einmal finde ich, dass etwas nicht dadurch professionell wird, wenn es etwas kostet oder man damit etwas verdient. Das ist Kommerzialisierung, nicht Professionalisierung.
Professionalität resultiert aus einer inneren Haltung und fachlicher Kompetenz, die entsprechen gesellschaftlich honoriert wird – bei Pastorinnen und Pastoren indem man ihnen und ihrer Familie ein Haus und eine Alimentierung bis zum Lebensende inklusive Krankenversorgung bereitstellt. Alimentierung klingt altmodisch, trifft aber den Kern der Sache und ist eben nicht leistungsbezogen, sondern meint die ganze Existenz, die zu einer Haltung und Kompetenz beitragen soll – und zwar in Vollzeit.
Wenn man zu dem Ergebnis käme, dass auch in unseren Kirchen Haltung und Kompetenz nicht umfassend, sondern in Teilzeit, punktuell, durch Geldzahlungen erreicht wird, dann habe ich damit kein Problem. Ob wir in unserer Gesellschaft und speziell in unseren Kirchen gute Erfahrungen damit gemacht haben, Engagement zu professionalisieren und zu kommerzialisieren – da bin ich mir nicht sicher.
In einer Gesellschaft, die sich über Geld definiert, erfolgt aber Wertschätzung eben durch Geldzahlungen. Und wenn uns die Prädikanten etwas wert sind, warum nicht. Ausschließen will ich das nicht, aber dann bekommt der Dienst eben auch etwas über die Selbstverpflichtung hinaus. Ob das allen PrädikantInnen lieb ist, weiß ich nicht. Sie dürfen dann nicht mehr nur, sie müssen eben auch – und zwar auch dann, wenn sie nicht wollen.
Schwierig finde ich es allerdings, wenn man pastorale Vertretungen im Pensionsalter bezahlt und ein Prädikant, der eine Vertretung macht, kein Geld bekommen soll. Da wird es schwierig zu begründen sein, warum der eine Geld noch mehr bekommt, als ohnehin schon, der andere aber gar nichts.
Letztlich befürchte ich aber, dass es danach gehen wird, was der Markt hergibt: Wenn etwa eine Vertretung gebraucht wird und die ist nur durch Geld zu kriegen, dann wird Geld fließen. Da mache ich mir keine Illusionen.

Mathias Lenz:
Frau Bergemann, wie ist Ihre Meinung im Blick aufs Geld?

Anja Bergemann:
Ich finde es für mich ok, den Prädikantendienst ehrenamtlich ohne Bezahlung zu machen. Ich überlege mir aber auch die Grenzen für die unbezahlte Arbeit. Da ist es gut, die Dienstvereinbarungen zu haben. Da lege ich fest, wie viel ich bereit bin zu übernehmen.
Amtshandlungen möchte ich ehrenamtlich nicht machen. Vertretungsdienste in umliegenden Gemeinden mache ich auch nicht. Das ist mir dann zu viel für ein Ehrenamt.
Auslagen müssen erstattet werden, damit ich nicht noch Geld für mein Ehrenamt extra investieren muss. Und das ist ja auch gewährleistet.

Mathias Lenz:
Frau Bergemann, dass Kirche immer »ecclesia semper reformanda« ist, also eine Kirche in ständiger Veränderung, das ist Teil unseres reformatorischen Selbstverständnisses. Wo sehen Sie im Blick auf den Bereich der Verkündigung den größten Bedarf an Veränderung in unserer Kirche für die nächsten Jahre?

Anja Bergemann:
Wenn ich auf meine Gemeinde sehe, dann denke ich, müssen wir über neue Gottesdienstkonzepte nachdenken. Es werden immer weniger Gottesdienstbesucher. An den Feiertagen mit vielen Gottesdienstbesuchern ist die versammelte Gemeinde mit den gottesdienstlichen Inhalten und der Liturgie nicht mehr vertraut.
Es ist eine Herausforderung, hier eine Lösung zu finden. Der Gottesdienst sollte nicht so vereinfacht werden, dass er nicht mehr erkennbar ist. Wir müssen auch darüber nachdenken, wann und wo die Gottesdienste stattfinden sollen. Ich wünsche mir da einen Austausch in den Gemeinden oder in den Regionen, vielleicht auch über unkonventionelle Ideen nachzudenken, und dann einfach etwas auszuprobieren. Es kann ja auch positiv sein, wenn sich etwas verändert.
Ich würde mir für die Zukunft wünschen, dass Hauptamtliche und Ehrenamtliche im Gespräch bleiben und gemeinsam die Herausforderungen angehen und nach Lösungen suchen.

Mathias Lenz:
Lars, wie ist Deine Antwort auf diese Frage?

Dr. Lars Emersleben:
Da gibt es eine Außen- und eine Innenseite: Erst einmal innen das Predigen selbst: Die angeblichen Selbstverständlichkeiten gehen zurück. Im Gottesdienst gibt es immer weniger Menschen, die sich zuhause fühlen. Da müssen wir etwas tun, was ich ganz am Anfang gelebte Gastfreundschaft genannt habe – also persönliche Begrüßung an der Tür, Lieder, die man auch als kirchenferner Mensch mitsingen kann, einen schlichten liturgischen Ablauf, der Fremdheit vermeidet. Und das gilt auch für Amtshandlungen. Und dann eben auch predigen, was die Menschen auch interessiert: Lebensthemen der Menschen mit dem biblischen Wort verbinden.
Das ist alles nicht neu – aber es ist schon erstaunlich, wo das überall offenbar noch nicht geschieht. Und in der Verkündigung selbst müssen wir pädagogischer werden. Vieles ist eben nicht mehr vorauszusetzen – sondern muss erklärt, gesagt, erläutert werden. Und dabei ist die eigentliche Herausforderung die in der Schulpädagogik so oft beschworene Binnendifferenzierung zwischen den Gottesdienstinsidern und den eher staunend, fragend, suchenden »Gästen«. Es muss also spannend und interessant sein und zugleich gehaltvoll und niederschwellig, Nähe herstellen ohne zu kleben, einladend sein ohne Niveauverlust. Das bedeutet aber auch – weniger mit Symbolen hantieren, die kaum noch einer versteht und mehr wirklich benennen, was damit gemeint ist, heute, hier, für mich und dich – einfacher wird predigen sicherlich zukünftig nicht.
Und äußerlich strukturell sehe ich eine Gefahr: Wie immer sich auch die strukturellen Veränderungen zukünftig zeigen, eines wäre fatal. Wenn wir uns zurückziehen aus der Fläche – ob wir das nun Zentren nennen oder Leuchtturm oder wie auch immer. Wenn es ein hierarchisches Gefälle zwischen bedeutenden Orten und unbedeutenden Orten gibt – und sei es auch nur, weil da kaum noch einer wohnt –, dann wird dies – ohne dass wir dies verhindern können – auch dazu führen, dass an den bedeutenden Orten professionelle Leute den Verkündigungsdienst tun und an den angeblich unbedeutenden dürfen sich dann die Ehrenamtlichen tummeln. Diese Tendenz haben wir schon heute.
An manchen, angeblich bedeutenderen Kirchen streiten sich die Geistlichen heute schon darum, wer wann dran sein darf, und in manchen als unbedeutend angesehenen Orten schaut nur noch ab und an mal ein bezahlter Prediger vorbei, den Rest dürfen Ehrenamtler übernehmen. Das geht so gar nicht, weil sich die Hierarchisierung der Orte auf die Hierarchisierung der Geistlichen überträgt. Und das wäre der Tod im Topf.
Denn Prädikanten sind nicht die unbezahlten Hilfsprediger, wo es nicht so drauf ankommt, sondern gleichwertige, aber eben andersartige Trägerinnen und Träger des Amtes der öffentlichen Wortverkündigung. D

Herz und Herz vereint zusammen – oder? Zusammenarbeit in unterschiedlichen Handlungsfeldern

Interview zum Handlungsfeld »Projekte«, hier: Patenschaften für Geflüchtete in Kirche und Diakonie

Berlin, Schwanenwerder, 16. Mai 2018

Teilnehmende:

Elke Bikowski, Hauptamtliche Koordinatorin **(HA)** für Ehrenamt in der Flüchtlingsarbeit im Kirchenkreis Minden der Evangelischen Kirche von Westfalen

Carolin Adner, Ehrenamtliche Flüchtlingspatin **(EA)** im Kirchenkreis Minden der Evangelischen Kirche von Westfalen

Dr. Rolf Becker (RB), Referent im Projektbüro Reformprozess im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland

Dr. Rolf Becker:
Gibt es im Blick auf Ihre Rolle, Ihre Ausbildung, Ihr Eingebunden sein in die Organisation, Ihr Zeitbudget … Unterschiede, die Ihre Arbeit entweder bereichern oder im Gegenteil Mühe machen?

Die **Hauptamtliche** (**HA)** verfügt in dieser Funktion über ein großes Netzwerk, von dem die **Ehrenamtliche (EA)** profitieren kann.
Die EA muss die organisatorische Vor- und Nachbereitung ihrer Arbeit (z. B. Bearbeitung der Mails) oft am Wochenende machen (begrenztes Zeitbudget). Sie ist nicht im gleichen Umfang erreichbar wie die HA (begrenzte Erreichbarkeit) und kann manchmal nicht so zuverlässig bzw. zeitnah reagieren wie die HA (begrenzte Reaktionsmöglichkeit). Die EA kommt deshalb bei der Hilfestellung (z. B. bei Klageverfahren) an ihre Grenzen.
Die HA muss allerdings auch am Wochenende zuverlässig erreichbar sein.
Ein Dilemma ist, dass die Geflüchteten nicht differenzieren können zwischen HA und EA. Es kommt daher bisweilen zu Vorwürfen: Warum hilft die die EA begrenzter als die HA.

RB:
Welche Rahmenbedingungen brauchen Sie für ihre Zusammenarbeit?

EA / HA: Grundbedingung ist das gemeinsame Ziel »Integration«. Es muss jeweils eine eigene intrinsische Motivation vorhanden sein. Möglichkeiten des Erfahrungsaustausches müssen vorhanden sein bzw. geschaffen werden, um sich z.B. »gegenseitig das Leid klagen zu können«. Das Netzwerk von Unterstützern und Informanten der HA ist notwendig.
Die EA benötigt Schulung, Fortbildung und Unterstützung durch die HA, u. a. im Blick auf die notwendige professionelle Abgrenzung (ungeachtet der erwünschten Empathiefähigkeit) und den Schutz vor Überengagement.

RB:
Wodurch fühlen Sie sich »gesehen« und auf der anderen Seite »übersehen«?

EA / HA: »Gesehen« durch die gesellschaftliche Anerkennung der Arbeit mit Geflüchteten. Konkrete Schritte dorthin sind u.a. die (noch ausstehende) Einführung von Rentenpunkten und die Ehrenamtskarte.
Rhetorische Frage: »Was wäre eigentlich, wenn es mal einen ‚Tag des Streiks im Ehrenamt' gäbe?!
Natürlich »menschelt« es auch unter den EA: Durch die Anerkennung der Arbeit kommt es zur Steigerung des Selbstwertgefühls.

RB:
Wo kommt Ihre jeweilige Berufung, Motivation, Leidenschaft, Gabe … besonders zum Tragen?

EA / HA: Sie kommt besonders zum Tragen, wenn es irgendwo »brennt«, wenn es der schnellen gemeinschaftlichen Hilfeleistung bedarf, wenn man gemeinsam irgendwie zu schnellen Lösungsschritten kommen muss.

RB:
Wo übernehmen Sie gemeinsam Verantwortung, wo bleiben Verantwortungsbereiche getrennt?

EA / HA: Die Ideen für die konkrete Integrationsarbeit für die Geflüchteten kommen sowohl von der EA als auch von der HA und fließen in gemeinsame Ausarbeitungen ein. Auch die Hilfestellung bei konkreten Asylverfahren geschieht ge-

meinsam: Die EA vereinbart für die Geflüchteten Termine bei der HA. Dort geschieht die Beratung dann gemeinsam, ebenso wie die Begleitung zu den Behörden und zum Gerichtsverfahren.
Die HA ist allein verantwortlich für:

- Fürsorge für die EA (Wertschätzung, Unkostenerstattung …),
- Angebot von Fortbildungen für die EA,
- Aufklärung der EA über rechtliche Grundlagen und Rahmenbedingungen der Arbeit,
- die Organisation der Rahmenbedingungen,
- das Requirieren von Finanzen, rechtsverbindliche Unterschriften und Haushaltspläne,
- das Repräsentieren der Patenarbeit nach außen und gegenüber den Behörden.

RB:
Was ist das Spezifikum der Zusammenarbeit in Ihrem Handlungsfeld?

EA / HA sehen sich beide als »Mittler« zwischen den Geflüchteten und den Behörden. Beide eint das »Ringen« mit den Behörden und Ämtern. Beide brauchen die Gabe, gesprächsbereit zu sein, sowohl für die Geflüchteten als auch für den Verwaltungsapparat.

RB:
Welche Rolle spielen Geld und Zeit in Ihrer Zusammenarbeit?

Geld spielt für die *Zusammenarbeit* von EA / HA keine Rolle. Für *die Arbeit an sich* ist natürlich ein Budget erforderlich.
Die EA hat »nur« eine begrenzte Zeit für die Geflüchteten (s. o.). Die HA ist über die »bezahlte« Zeit hinaus sogar noch ehrenamtlich im Projektbereich tätig, d. h., dass die bezahlte Zeit nicht ausreicht, um dem Klientel gerecht zu werden. Eine Behörde erwartete von EA und HA, an Weihnachtsfeiertagen in einer konkreten Angelegenheit mit Geflüchteten umfangreich tätig zu werden, da die zuständigen Mitarbeitenden der Behörde »an Feiertagen ja nicht im Dienst« seien.

Für das Miteinander von HA und EA spielt die Zeit eine wichtige Rolle. Es finden z. B. regelmäßig offizielle Netzwerktreffen für Patinnen und Paten statt. EA und HA sind mittlerweile gut miteinander befreundet und besprechen sich regelmäßig auch in geselligen Runden.

RB:
Wie sind Sie auf Ihre Aufgabe vorbereitet worden?

Die HA durch ein berufsbegleitendes Studium. Die EA kommt aus dem Bereich »Unterrichtende im ‚niederschwelligen Deutschunterricht'« zur Patenarbeit für Geflüchtete. Sie hat keine vorbereitende Schulung erhalten, erhält aber begleitende Schulungen (s. o.). EA und HA betonen: »Wir sind mit den Aufgaben gewachsen. Gelerntes Wissen kann unterstützen, aber kein interkulturelles Training ersetzt die Erfahrungen, die wir gemeinsam in den letzten Jahren durchlebt haben.«

RB:
Wie werden Sie in Ihren Aufgaben unterstützt?

HA: Zunächst muss ein »guter Ruf« erarbeitet werden, daraus erfolgt Unterstützung. Ganz konkret unterstützen andere HA.
EA: Unterstützend wirkt die Nutzung des Netzwerkes, das die HA aufgebaut hat (s. o.) und die regelmäßigen Informationen, mit denen die HA ihr jeweils aktuelles Wissen weitergibt (s. o.). Wichtig ist auch die Unterstützung durch den eigenen Freundeskreis. D

Frageperspektiven für die Zusammenarbeit von beruflich und ehrenamtlich Engagierten – Leitfaden für Interviews

Von Gudrun Scheiner-Petry, Leiterin des Amtes für Gemeindedienst in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, Nürnberg

- Wo erlebt ihr **Unterschiede** (z. B. Rolle, Ausbildung, Eingebundensein in die Organisation, Zeitbudget) als bereichernd?

- Wo machen sie Mühe?

- Welche **Rahmenbedingungen** braucht ihr für Zusammenarbeit?

- Wo/Wodurch fühlt ihr euch »**gesehen**« und »**übersehen**«?

- Wo kommt die jeweilige **Berufung** (Motivation, Leidenschaft, Gabe …) besonders zum Tragen?

- Wo übernehmt ihr gemeinsam **Verantwortung**, wo bleiben Verantwortungsbereiche getrennt?

- Was ist das **Spezifikum** der Zusammenarbeit in eurem **Handlungsfeld**?

- Welche Rolle spielen **Geld** und **Zeit** in eurer Zusammenarbeit?

- Wie seid ihr auf eure Aufgabe **vorbereitet** worden?

- Wie werdet ihr dabei **unterstützt**?

Diese 10 Frageperspektiven dienten als Leitfaden für Interviews unter dem Motto *»Herz und Herz vereint zusammen – oder?«*, die im Plenum mit jeweils einer/einem beruflich und einer/einem ehrenamtlich Engagierten aus unterschiedlichen Handlungsfeldern zu ihrer Zusammenarbeit geführt wurden.

Exemplarisch sind hier die Interviews zu den Handlungsfeldern *Verkündigung* und *Projekte* dokumentiert (*siehe Seite 15 und 24*). D

Impuls zur Nacht

Von Diplom-Theologin Stephanie Schwenkenbecher, Prädikantin in der Evangelischen Johannesgemeinde, Greifswald

Berlin, Schwanenwerder, 16. Mai 2018

Was haben die folgenden Situationen gemeinsam?

(Situation I)

Ein umgesiedeltes Volk lebt unter Fremden. Es findet sich mit seiner Religion in einer Minderheit. »Die anderen« haben eine andere Religion. Zwar lebt es sich ziemlich gut im Land der Besetzer, aber das Volk ist seiner Eigenständigkeit, seiner Eigenmacht, seiner Eigenverantwortung beraubt. Welche Geschichten erzählt es sich? Macht es sich noch ein Bild von seiner Zukunft – mit Gott?

(Situation II)

Die kleine, verstreute Religionsgemeinschaft ist dem Wohlwollen staatlicher Behörden ausgesetzt. Doch es sind vor allem ihre Nachbarn und sogar Verwandte, die sich gegen sie stellen. Ihr veränderter, unangepasster Lebensstil befremdet ihre Mitmenschen. Diese Gemeinschaft erlebt Stigmatisierung, Diffamierung, Denunziation. Die Mitglieder werden regelmäßig aus diversen Gründen angezeigt. Womit trösten sie sich, in ihrem angefochtenen Leben und sozial nicht anerkannten Glauben? Was macht ihnen Mut, bei ihrem Glauben zu bleiben, wenn es sie doch in ihrem Leben bedroht?

(Situation III)

Pastoren kennen das Vaterunser nicht, mit dem Heil wird gehandelt wie mit Äpfeln, Gottesdienste werden nur um des Gottesdienstes willen gehalten, und wenn die Gemeinde doch mal dabei ist, versteht sie kein Wort, erachtet das Abendmahl als Hokuspokus. Die Sehnsucht nach einem gnädigen Gott ist groß, aber die Hölle droht mit feurigem Schlund jedem, der keinen Handel mit der anerkannten religiösen Institution Kirche eingehen kann oder will. Die Kirche als Heilsunternehmen baut mit dem Geld der kleinen Leute den bis heute prachtvollsten Bau der Christenheit, den Petersdom in Rom.

Es gibt ein Motiv, das diese Situationen der Gemeinde Gottes verbindet.

(Situation I)

Das Volk in der Fremde ist das Volk Israel in Babylon. Wir befinden uns im sechsten Jahrhundert vor Christus. Dieses Volk erzählt sich die Geschichte von seinem eigenen Auszug aus der Fremde, seinem Exodus, seinem Weg aus der Sklaverei in Ägypten ins gelobte Land. Und es erzählt sich, was es von Gott zugesprochen bekommt, noch bevor es von ihm seine Gesetze erhält:
»Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein. Und ihr sollt mir ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk sein« (Ex 19,5.6).
An den Flüssen Babylons erinnern sie die alte Erzählung: Ein Königtum von Priestern sollen sie sein, erwählt, in der Beziehung zu ihm heilig und Gott unmittelbar. So besonders ist Gottes Bund mit seinem Volk, so einzigartig. Das Gottesvolk ist einzigartig. Es ist sozusagen doppelt gewürdigt – gekrönt und gesalbt. Es trägt das Zepter und den Heiligenschein, es sitzt am Altar auf dem Thron, es trägt den Nerz über dem Talar … Was für eine Hoffnung für die Verschleppten, die Umgesiedelten, die Heimat-, Land- und Tempellosen.

(Situation II)

600 Jahre später. Wir befinden uns unter Christen in der Diaspora in Kleinasien, auf dem Gebiet der heutigen Türkei. Das erste Jahrhundert nach Christus geht zu Ende. »Der christliche Glaube wurde als Bedrohung der elementarsten antiken Vollzüge zwischenmenschlicher Interaktion und als Angriff auf die tiefsten Werte der antiken Welt wahrgenommen«, beschreibt Volker Gäckle die Zustände. Was tröstet die Christen in ihrer angefochtenen Situation? Der Briefschreiber des ersten Petrusbriefs versucht es so: *»Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk, ein Volk zum Eigentum, dass ihr verkündigen sollt die Wohltaten dessen, der euch berufen hat aus der Finsternis in sein wunderbares Licht«* (1. Petrus 2,9).
Der Text stolpert fast vor Metaphern und Bildern, vor Begriffen aus der Tradition der anderen. Es gibt längst keinen Tempel mehr, keinen Priester

und kein Opfer. Christen wie Juden entwickeln ihre Religiosität neu. Aber die Erfahrung, die die einen machen, von einer neuen Identität in Christus, die lässt sich auch nicht anders als mit übergroßen Begriffen beschreiben. Sie knüpfen an die Sprache des überkommenen Kultes an, weil er transformiert ist in dieses Neue. Es ist eine Gemeinschaft von Priestern entstanden – bildlich gesprochen. Die neue Gemeinde ist Gott unmittelbar. Ein Priester im Singular ist darin nicht mehr vorstellbar. Priester sind wir nur noch, wenn wir viele sind. Zwar sind sie Zeugen von Gott in Worten und Taten, aber sie sind nicht Vermittler des Glaubens in die eine oder andere Richtung. Das regelt Gott schon selbst.
Für den Einzelnen bedeutet das wiederum kein Amt, kein Handeln, sondern einen Status.
Teil der königlichen Priesterschaft zu sein, bedeutet, heilig zu sein, integer, ideal in Gottes Sinn, zugehörig zu Gott und zwar so, dass es keine Vermittler mehr braucht. Volker Gäckle, auf den ich mich hier beziehe, schreibt: »Was es für die kleinasiatischen Christen bedeutet haben mag, als in ihrer Umwelt stigmatisierte und ausgegrenzte Gruppe diese priesterliche Identität zugesprochen zu bekommen und sich deshalb der besonderen Nähe und Unmittelbarkeit zu Gott selbst gewiss sein zu dürfen, ist nach 2000 Jahren christlicher Kultur kaum mehr zu ermessen.«

(Situation III)

In der geistlich verlotterten Situation seiner Kirche ruft Martin Luther 1520 gegen kirchliche Anmaßung und vor allem unverantwortliche Amtsführung die Geistlichkeit aller Christen in die Verantwortung in seiner Schrift »An den christlichen Adel deutscher Nation«: *»Denn alle Christen sind in Wahrheit geistlichen Standes und ist unter ihnen kein Unterschied denn des Amtes halben allein […]. Das rührt alles daher, daß wir eine Taufe, ein Evangelium, einen Glauben haben und sind gleiche Christen […]. Demnach werden wir allesamt durch die Taufe zu Priestern geweihet, wie Sankt Peter I. Petr. 2 (9) sagt: ‚Ihr seid ein königlich Priestertum und ein priesterlich Königreich.‘«*

Martin Luther erinnert an die Anfänge der christlichen Gemeinde. Diese Erinnerung wird die Kirche erneut spalten und doch beide Seiten auf einen veränderten Weg setzen.

[Lied: Matthias Lemme/Jan Simowitsch, Alles wird leicht, Monatslied Mai, Lutherische Verlagsgesellschaft Kiel 2017]

Wir nennen heute dieses verbindende Element in den Geschichten Allgemeines Priestertum. Und wir sehen, es hat eine beeindruckende Karriere gemacht:

In 1. Mose 19 ist das Allgemeine Priestertum eine Verheißung: Das wird so sein. So steht es dem Volk Gottes bevor. Das wird das Volk nicht davon abhalten, wenige Kapitel später Priester einzufordern und noch ein bisschen später einen König. Das Allgemeine Priestertum bleibt Verheißung.

In 1. Petrus 2,9 ist es eine Erinnerung: Das sollte so sein. Und es ist ein Zuspruch: Jetzt ist es so! Die Verheißung hat sich erfüllt. Für die, die mit Christus zu Gottes Volk gehören, gilt es auch. Erinnerung und Zuspruch haben ein einziges Ziel: Sie sollen trösten. Und wieder bilden sich in dieser Gemeinde priesterliche Strukturen heraus, neigt die Religiosität zum Vermittler, zur Exklusivität und auch zur Ausgrenzung.

Bei Luther ist es Protest: Er holt eine neue inhaltliche Note in dem Zuspruch hervor. Bei ihm wird das Priestertum aller vom geistlichen Zuspruch zur polemisch zugespitzten Kritik. Luther dreht die Medaille um. Bisher haben wir auf der Medaille bildhaft stehen sehen: Priester sind alle. Jetzt zeigt er uns die andere Seite und da steht ganz real: Priester ist niemand. Luther kritisiert damit die geistlichen Eitelkeiten seiner Kirche und seiner Zeit. Und er verbindet damit noch einen neuen Gedanken, inspiriert von anderen Bibelstellen als 1. Petrus 2,5.9 – verantwortlich für das Handeln der Gemeinde, vor allem das geistliche Handeln, also Predigt und Abendmahl, sind alle und damit das funktioniert, braucht es eine Ordnung.

(Situation IV)

Und heute? Wir steuern auf eine Situation zu, in der Christen nicht mehr die Mehrheit der Bevölkerung bilden. In den jüngeren Altersstufen ist das schon der Fall, in manchen Gegenden sind wir bereits Minderheit. Es kann sein, dass wir uns als Christen mal fremd fühlen werden in diesem Land, das für sich eine christlich geprägte Kultur reklamiert und es für möglich hält, das Kreuz zu einem Kultursymbol zu machen. Es kann sein, dass wir von Verwandten, Freunden, Nachbarn, Arbeitskollegen oder Kommentatoren im Internet kräftig Gegenwind bekommen, ignoriert werden oder übel beschimpft, weil wir Christen sind und tatsächlich in der Kirche bleiben. Es kann sein, dass wir schon jetzt in Teilen Trost suchen und Zuspruch brauchen, weil wir unseren Freunden

hinterherschauen, wie sie immer seltener und schließlich gar nicht mehr in die Gemeinde kommen, weil unsere Kinder kaum noch christliche Freunde haben und die Gemeinschaft der Gleichgesinnten schrumpft.

Ist es eine neue Zeit des Allgemeinen Priestertums? Wenn wir Kirche im Reformprozess beobachten, sehen wir: Das Allgemeine Priestertum kommt wieder vor. Es spielt in vielen Diskussionen eine Rolle, vor allem, wenn es um mehr Ehrenamt in der Kirche neben dem Hauptamt geht. So zum Beispiel im Leuchtfeuer 5 des EKD-Papiers »Kirche der Freiheit« zum Reformprozess. Wir sehen auch: Das Allgemeine Priestertum hat *noch* ein Thema angehängt bekommen. Es wird – weitergedacht von Luther aus – jetzt in Verbindung gebracht mit den Strukturen von Haupt- und Ehrenamt in der Gemeinde.
Interessanterweise kommt es nicht mehr vor, wenn es um die geistliche Kompetenz, das geistliche Potential aller Christen geht, wie sie in Leuchtfeuer 4 beschrieben wird und entfaltet werden soll. Was vom biblischen Begriff her die naheliegendere Assoziation wäre. Der Gedanke ist da, er wird nur nicht mehr mit dem Begriff verbunden.

So sieht es seit Jahrzehnten in den Dogmatiken aus, mit denen Theologen den christlichen Glauben jeweils aktuell erklären: Das Allgemeine Priestertum, eine der grundsätzlichsten reformatorischen Thesen überhaupt, wird in dicken Wälzern auf wenigen Seiten verhandelt und vor allem dazu verwendet, das Verhältnis von Gemeinde und Ordinierten zu erklären. Das ist nicht falsch, es folgt dem Nachdenken Luthers über die Verantwortlichkeiten in den Gemeinden und es folgt seiner Engführung des Themas auf den kritischen Aspekt des Begriffs hin. Aber es irritiert auch, weil es beim Allgemeinen Priestertum auf der Vorderseite der Medaille um die Würde der Glaubenden geht. So ein Thema, das sich grundsätzlich mit dem Wesen der christlichen Gemeinde, ihrem Status vor Gott beschäftigt, würde ich immer am Anfang von jedem Nachdenken über Kirche vermuten. Tatsächlich erscheint es auch in der Dogmatik von Ulrich Körtner aus dem Jahr 2017 nicht mal im Register und findet sich auf den letzten Seiten als Anhang zur Ekklesiologie, der Lehre von der Kirche, unter Punkt 5.5.9 von 5.6 Gliederungspunkten insgesamt.
Es ist, als wäre das Allgemeine Priestertum im Nachdenken der Theologinnen und Theologen über Kirche auf einem Abstellgleis gelandet, nach vorne hat es da am hinteren Ende der Ekklesiologien keinen Spielraum mehr. Brauchen wir es nicht, für den Trost in der kommenden Diaspora? Fürchten wir, die wir in unserer inzwischen stark institutionalisierten Kirche beheimatet sind, so sehr die institutionskritische Seite der Formel? Gehen Verheißung und Erfüllung uns nichts mehr an, weil in Zeiten, in denen Priester nicht mehr so omnipräsent sind wie im Alltag der frühen Israeliten, ein königliches Priestertum auch keine Verheißung mehr ist, sondern ziemlich aus der Zeit gefallen?
Vielleicht brauchen wir die Formel wirklich nicht mehr. Aber was heißt das jetzt?

Ehrlich gesagt, glaube ich inzwischen, dass es nicht an den Theologen, den Pastorinnen, den Beauftragten dieser Kirche ist, diese Geschichte zu erzählen. Es ist die Geschichte der Gemeinden, der Christen in den Gemeinden (und das schließt Theologen immer mit ein!). Es ist die Geschichte der einzelnen Menschen vor Ort, was es für sie heißt, mit Gott unmittelbar zu leben, keine gesonderten Geistlichen zu brauchen, um als Christen Gemeinschaft zu haben, sich gegenseitig das Evangelium zu erzählen und zu beten, ja nicht mal, um miteinander das Abendmahl zu feiern wie die ersten Christen. Wie sie sich dabei organisieren, was sie dabei von Kirche brauchen oder bekommen können, welcher Ordnung das folgt, werden wir vielleicht viel weiter denken können – oder müssen –, als wir es uns heute noch vorstellen.

[Lied: Stephanie Schwenkenbecher, Nicole Chibici-Revneanu, Geboren aus dem Wasser, Monatslied Juni, Lutherische Verlagsgesellschaft 2017]

Ich spreche es uns jetzt zu (I):

Es gilt die Verheißung. Von wo auch immer wir aufbrechen, ob wir freiwillig gehen oder gehen müssen, ob wir noch zweifelnd vor dem Glauben stehen oder als Kirche fragend vor einem neuen Lebensabschnitt – es gilt die Verheißung: Ihr werdet mir ein Königtum von Priestern sein. Und wenn uns auf dem Weg das Gefühl überkommt, das gelobte Land könnte hinter uns liegen und vor uns nichts als Wüste, es gilt die Verheißung: Ihr werdet mir wie Könige und Priester sein.

Ich spreche es uns zu (II):

Wir leben die Erfüllung. Wir tauchen mit der Taufe ein in eine neue Lebenswirklichkeit, für die gilt: Ihr seid die königliche Priesterschaft. Das ist so revolutionär, dass es plötzlich keine Priester mehr braucht, keine anderen geistlichen Größen als den Heiligen Geist in uns, dass es *ein* Geist ist,

in dem wir vor Gott Gemeinschaft sind. Wir Getauften sind die königliche Priesterschaft. Das gilt für jede und jeden Einzelnen von uns und für niemanden im Besonderen.

Ich erinnere uns (III)

an den Protest. Wir folgen immer noch dem Streit des jungen Martin Luther. Und auch wir stehen ein für eine Kirche ohne falsche geistliche Eitelkeiten, für eine Kirche mit einer richtig verstandenen, lebensdienlichen Ordnung und Struktur, für eine Gemeinschaft der Glaubenden, die in der ihr nicht zu nehmenden Verantwortung ihre Gemeinschaft organisiert und gestaltet. Und wir erlauben uns, vorsichtig mit der polemischen Spitze umzugehen, die seit Luther im Allgemeinen Priestertum steckt. Wir sind respektvoll gegenüber denen, die Verantwortung übernehmen in unseren Kirchen, die in verschiedener Weise berufen und beauftragt sind von der Gemeinde.

Ich bin gespannt (IV),

wie die Erzählung vom Allgemeinen Priestertum weitergeht, wie Christen in Zukunft ihre geistliche Kompetenz entfalten, begabt und engagiert in ihren Gemeinden zusammenarbeiten und ob auch sie Kraft schöpfen, getröstet sind damit, dass sie königliche Priesterschaft sind des einen Gottes in einer säkularisierten Welt.

Wir nehmen (V)

Verheißung und Erfüllung und Protest des Allgemeinen Priestertums mit auf einen Weg, den niemand vor uns gegangen ist und wir vertrauen darauf, dass wir ihn mit Gott gehen.
Dazu segne uns Gott, der Anfang, die Liebe und die Gegenwart; Vater, Sohn und Heiliger Geist.
Amen

Hier verwendete Quellen:

Bibeltext: Lutherübersetzung in der revidierten Fassung von 2017.

Ernst Kähler (Hrsg.), Martin Luther, An den christlichen Adel deutscher Nation. Von des christlichen Standes Besserung, Stuttgart 1962 (Nachdruck).

Volker Gäckle, Allgemeines Priestertum. Zur Metaphorisierung des Priestertitels im Frühjudentum und Neuen Testament, WUNT 331, Tübingen 2014.

Kirchenamt der EKD (Hrsg.), Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover 2006.

Ulrich H. J. Körtner, Dogmatik, LETh 5, Leipzig 2018.

EUROPA
BRAUCHT KEINE GRENZEN ...
... EHRENAMT SCHON!

WER BIN ICH
HEUTE?
FÜR WEN?
UND FÜR WIE VIELE?

Impuls zum Tag

Von Oberkirchenrat Mathias Lenz, Leiter des Dezernats für Theologie, Archiv und Publizistik des Landeskirchenamtes der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland, Kiel

Berlin, Schwanenwerder, 17. Mai 2018

Auf dem Weg zu einer Theologie der Zusammenarbeit von engagierten Menschen in der Kirche ist für mich dieser Bibelvers aus dem Jeremiabuch ein guter Ausgangspunkt: *»Es wird keiner den andern noch ein Bruder, eine Schwester die andern lehren und sagen: »Erkenne den HERRN«, denn sie sollen mich alle erkennen, beide, Klein und Groß, spricht der HERR«.* (Jeremia 31,34)

Ich habe dabei konkrete Erfahrungen vor Augen. Eine davon hat mit Frau Hinze zu tun. Frau Hinze war 78, als ich sie in der Gemeinde, in der ich 15 Jahre Pastor war, kennengelernt habe. Sie hat immer Kaffee gekocht für die Seniorennachmittage. Eine Seele von Mensch. Jemand, auf den ich mich immer verlassen konnte. Immer da. Immer im Hintergrund. Immer freundlich.

Bis ich es mal gewagt habe, Frau Sorgenfrei mit in die Küche zu bringen. Die war vor kurzem Witwe geworden und ich dachte, ist doch gut, wenn sie eine Aufgabe und Frau Hinze ein bisschen Unterstützung hat. Natürlich hatte Frau Hinze, als ich mit meiner Idee ankam, nicht widersprochen. Aber das kurze Aufflackern in ihren Augen hätte mich vorwarnen sollen. Denn Frau Hinze hat keine Handbreit ihres Territoriums preisgegeben. Alles wusste sie besser. Erst das Wasser in die Kaffeemaschine, dann das Kaffeepulver, nicht umgekehrt. Und frisches kaltes Wasser aus der Leitung, auf keinen Fall warmes. Genau eine Packung Kaffee, nicht mehr und nicht weniger. Und eine Prise Salz auf das Kaffeepulver, nicht zu vergessen. Frau Sorgenfrei durfte nur tun, was ihr gesagt wurde, und am Ende gar nichts mehr, weil Frau Hinze es dann doch lieber selbst machte. Immerhin durfte sie ehrfürchtig zusehen und lernen und erkennen, wie's richtig geht.
»Erkenne den Herrn« oder in diesem Fall *»die Herrin«* – sicherlich hat meine Geschichte nicht die theologische Tragweite des Prophetenworts des Jeremia. Aber ich habe manchmal den Eindruck, dass in unserer Kirche das Recht-habenwollen ganz unabhängig davon ist, ob es nun um den Glauben oder um die Kaffeemaschine geht.

Und eine zweite Erfahrung, die mir beim Thema Theologie der Zusammenarbeit vor Augen steht: In der Nordkirche hat die Kirchenleitung einen Meinungsbildungsprozess zur Frage des kirchlichen Handelns bei Amtshandlungen auf den Weg gebracht. Vor einer formellen Erörterung in Gremien und Ausschüssen sollten die Gemeinden Gelegenheit haben, ihre Einschätzungen und Praxiserfahrungen zu einem Positionspapier der Kirchenleitung einzubringen. Die Aufforderung stieß auf viel positive Resonanz. Ein Gemeindepastor allerdings schrieb an den zuständigen Propst, dass er das Positionspapier im Kirchengemeinderat nicht beraten und es den Mitgliedern auch nicht weiterleiten werde, um dort keine Verwirrung zu stiften. Wie fürsorglich, habe ich gedacht, als ich davon gehört habe. Da ist ein Amtsbruder offensichtlich wirklich ganz besorgt um die Mitglieder seines Kirchengemeinderates. Die armen Laien könnten »verwirrt« werden, wenn nicht die Fachleute vorher alles sorgfältig vorbesprochen haben. Sie könnten wohlmöglich eigene Ideen und Standpunkte entwickeln – um Himmels willen. Deshalb dürfen sie das Papier der Kirchenleitung noch nicht einmal zur Kenntnis bekommen – der väterliche Hirte muss die schädlichen Einflüsse von seinen lieben unbedarften Schafen fernhalten, sie könnten sonst Schaden nehmen an ihrer Seele.

»Es wird keiner den andern noch ein Bruder, eine Schwester die andern lehren und sagen: »Erkenne den HERRN«, denn sie sollen mich alle erkennen, beide, Klein und Groß, spricht der HERR«. Schon in biblischen Zeiten war und noch heute ist das also auch eine Zumutung – dieses Zukunftsbild,

dass jede und jeder, der zur Gemeinde gehört,
in gleicher Weise Gott erkennt,
um Gottes Wege weiß,
von Gottes Recht und Gerechtigkeit geleitet wird
und Gottes Willen einsehen kann.

Denn gefühlsmäßig ist es im Grunde unerhört, wenn angesichts der Nähe Gottes zu jedem Menschen alles Ranking, alle Charts, die Best-ofs und Top-Tens und was man sich an Rang- und Reihenfolgen noch so vorstellen kann, wie Seifenblasen zerplatzen.

Dass niemand die Wahrheit Gottes für sich beanspruchen und sie den anderen wahlweise selbstgefällig unter die Nase reiben oder überheblich um die Ohren schlagen soll – das hört sich zwar ganz gut an.
Aber im Alltag zwischen Amtshandlungen und Küchendienst, zwischen Gremienvorsitz und Positionspapier feiert noch immer Selbstgefälligkeit oft genug fröhliche Urstände. Und das Festhalten am eigenen Standpunkt und dem eigenen Kaffeefilter liegt teilweise näher als die Einsicht, dass der Geist Gottes auch den Teertrinkern sinnvolle Gedanken eingeben kann. Deshalb reicht es aus meiner Sicht auch nicht aus, wenn wir im Blick auf die Zusammenarbeit in unserer Kirche als Erstes auf das Prinzip des Priestertums aller Glaubenden verweisen, einen allgemeinen Gleichheitsgrundsatz zugrunde legen oder uns darauf verständigen, dass es zum guten Ton in der Kirche gehört, dem anderen zumindest erst einmal zuzuhören, bevor man es dann ohnehin besser weiß.

Was mich dagegen weiterbringt, ist der Ansatz, den ich im Jeremiatext finde – nämlich die Tatsache, dass nicht gute Vorsätze am Anfang stehen, sondern Gottes Werk und Wirken.
Gott spricht: *»Ich will meinen Geist in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben«* – damit beginnt alles. Und deshalb *sollen mich alle erkennen, beide, Klein und Groß, spricht der HERR*.
Der Blick richtet sich zuerst auf Gott, der den ersten Schritt macht. Der mit seinem Geist der Liebe, der Freiheit, der Gerechtigkeit Bewegung in die Welt bringt und in Menschen.

Der Herz und Sinn neu ausrichtet,
weg von Angst und Selbstsucht,
hin zur Freude am eigenen Leben, an der Vielfalt der Schöpfung und der Gemeinschaft mit anderen Menschen.

Auf den Gott richtet sich der Blick, der seinen Menschen nicht immer nur ihr Versagen, ihre Fehler, ihre mangelnde Vollkommenheit und die Geschmacklosigkeit der Songs von Kollegah und Farid Bang vorwirft, sondern der neu anfängt.

Sondern der Mut macht,
selbstbewusst zu sein, ohne arrogant zu werden;
übermütig zu sein, ohne rücksichtslos zu werden;
sensibel zu sein, ohne manipulativ zu werden.

Der Gott, der Jesus von den Toten auferweckt hat am dritten Tag – und damit ein Evangelium, eine gute Nachricht in die Welt setzt, das die Kraft hat, Menschen zu bewegen, zu begeistern, die Augen zu öffnen und erkennbar zu machen, was es mit Gott in dieser Welt auf sich hat.
Deshalb ist es kein Wunder, wenn das gegenseitige Belehren in diesem Zusammenhang nicht mehr nötig ist.
Dass es vielmehr der erstaunten, bewegenden, irritierten, verstörenden, erleichternden, aber letztlich doch wirklich erlösenden Gewissheit Platz macht:

Niemand ist zu klein oder zu groß für Gottes Wort und Wirklichkeit. Niemand ist zu alt oder zu jung.
Zu konservativ oder zu liberal.
Zu ernst oder zu übermütig.

Jede und jeder kann zum Resonanzraum für Gottes Bewegung in die Welt und in der Welt werden

– egal, ob mit schlichtem Gemüt,
gelehrtem Verstand,
beschränktem Horizont oder weiser Weitsicht.

Jede und jeder ist Resonanzkörper für den Grundton der Liebe, den Gott in die Welt gesetzt hat,

von Anbeginn an und bis zum Jüngsten Tag –
und zwar an jedem Ort, an den sie oder er gestellt ist
und mit jedem Werk und Wirken, das diesen Grundton weiterträgt,
im privaten Alltag,
im Beruf,
unter Freunden oder bei Engagement mit anderen.

Das, liebe Schwestern und Brüder, ist für mich der Grundstein für eine Theologie der Zusammenarbeit in einer Engagement-freundlichen Kirche – dass *Gott* den Anfang macht und dadurch Anfänge möglich macht.

Denn *wo* Gott am Werk ist, da kann jede und jeder zum Gefäß seiner Gnade werden.
Und *weil* Gott am Werk ist, deshalb geht es nicht mehr darum,
dass sich der eine gegenüber der anderen durchsetzt,
in den Vordergrund spielt,
besonders hervortut,
oder darüber klagt, er würde nicht genug gesehen und nicht ausreichend gewürdigt –
sondern es geht darum, dass wir miteinander den Gottes Weg suchen und gehen.

Ich glaube, dass wir uns in der Kirche ein bisschen weniger Besserwisserei erlauben können, wenn wir darauf vertrauen, dass Gott da ist und wirksam in unserer Mitte – sicherlich manchmal auch kopfschüttelnd an der Seite, aber immerhin.

Ich glaube, dass wir von selbstbezogenen Revierdenken in unserer Kirche ein Stück weit wegkom-

men und offen werden für neue Räume und gemeinsame Wege, wenn wir auf den Gott sehen, der uns immer schon voraus ist und trotzdem ganz in der Nähe mit seiner Gnade und mit seinem Geist.

Deshalb gefällt mir auch die folgende kurze jüdische Anekdote so gut, die ich zum Schluss erzählen will:

»Als Rabbi Jizchak Meir ein kleiner Junge war, fragte ihn jemand: ‚Jizchak Meir, ich gebe dir einen Gulden, wenn du mir sagst, wo Gott wohnt.' Der antwortete darauf: ‚Und ich gebe dir zwei Gulden, wenn du mir sagst, wo er nicht wohnt«.

In diesem Sinne – Amen.

»Wie hältst Du's mit Geld, Macht und Zeit?« – Statement

Von Dr. Kristin Junga, Leiterin der Arbeitsstelle Ehrenamt der Nordkirche, Hamburg

Berlin, Schwanenwerder, 17. Mai 2018

EhrenAMT in der Kirche

Wir arbeiten in der Kirche – aufgrund von Tradition und Selbstverständnis – mit dem Begriff Ehrenamt. Aus soziologischer Perspektive sehen wir eine Vielfalt von Engagement. Ausgehend vom Priestertum aller Getauften werden in der kirchlichen Leitungspraxis bisher wenig weitere Unterscheidungen vorgenommen. Dabei sind diese nötig.

Wenn wir zum Beispiel »kleines Ehrenamt« als eine Kategorie hören, denken wir vielleicht an Abwertung. Und Ehrenamt in der Kirche dürfen wir in keinem Fall abwerten. Dabei ist eine Nichtdifferenzierung an dieser Stelle eine der größten Abwertungen. Eberhardt Hauschildt hat auf der Konsultation »Theologie des Ehrenamts« 2013 in Kassel[1] »klein«, »mittel« und »spezialisiert« unterschieden. Die Evangelische Landeskirche in Baden hat in einem Synodenbeschluss 2016 dieses weiterentwickelt zu klein, spezialisiert und gewählt, benannt oder berufen.[2] Ich finde diesen Differenzierungsvorschlag sehr hilfreich. Denn er macht deutlich, wie wir umdenken müssen. Bei Besetzungen von Gremien wird z.B. zwischen Mitarbeitenden und Pastorinnen und Ehrenamtlichen unterschieden. »Ehrenamtliche« sind, nehmen wir den Vorschlag ernst, eine zu differenzierende Gruppe.

Wenn wir so »Ehrenamtliche« für ein Gremium oder eine Aufgabe suchten, könnten wir vor Augen haben, welche Perspektive gefragt ist. Wenn Ehrenämter im theologischen Sinne Ämter sind, müssen wir unsere organisatorischen Prozesse entsprechend neu ordnen. Ehrlicherweise taucht in unseren Leitungsgremien die Perspektive der »kleinen« Ehrenämter wenig auf.

Und das liegt sicher an der Perspektive der Macht.

Macht

Es beeindruckt mich, wie wenig die Frage der Macht im Raum steht. Denn gerade sie ist eine der spannenden Herausforderungen für die Theologie unserer Kirche und ihrer Organisation.

Macht erhalten Menschen – beruflich wie ehrenamtlich Engagierte – zu einem großen Anteil über die in der Organisation verlebte Zeit. Je länger Personen in einer Organisation tätig und bekannt sind, desto mächtiger können sie sein. In der Regel speist sich Macht aus Organisationswissen und Beziehungen. Macht aus einer Haltung der Verantwortung gegenüber dem Ganzen der Organisation zu generieren ist nicht leicht. Darin mächtig zu bleiben, ebenso wenig. Und in unseren Kirchen wird ehrlicherweise die Verantwortung für das Ganze – durch die Strukturen begünstigt – nur unzureichend abgefragt.

Der Eigensinn und damit die Unverzweckbarkeit der Würde der Ehrenamtlichkeit fordert ein würdiges Miteinander. Dafür den Rahmen zu bestimmen ist ein theologischer Auftrag. Das heißt, die Rollen aller Mitwirkenden am Bau der Kirche sollen würdig und unverzweckt miteinander agieren.

Nehmen wir ein Beispiel aus einem modernen Arbeitsfeld: Ein Social Media Manager. Ein Blick auf sein Aufgabenfeld macht deutlich, inwiefern die Digitalisierung dazu beiträgt, dass die Grenzen zwischen beruflicher Dienstleistung und persönlichem Engagement verschwimmen. Dieses wirft Fragen an unsere Kategorien beruflich und ehrenamtlich Engagierte auf. Es gibt professionelle Akteure, die Social Media »gelernt« haben. Es gibt »Laien«, die ein wenig Social Media nutzen, um die gute Botschaft in der Welt zu platzieren. Es gibt immer wieder Pastoren, die sich Social Media aneignen, um in der digitalen Welt mitzureden. Ich denke, unsere Kirchen müssten vor dem Hintergrund des theologischen Anspruchs der Dienstgemeinschaft eine andere Digitalisierungsstrategie verfolgen. Vor allem, wenn wir die Gleichwertigkeit der Dienste ernst nehmen, wird daraus ein spannendes Lernfeld für ein differenziertes Bild von Ehrenamtlichkeit.

Gleichwertigkeit

Formell sind Ehrenamtliche häufig eingebunden. Aber so wie sie früher – etwa vor fünfzehn Jahren – funktioniert haben oder sich leichtgängig einbinden ließen, gelingt es immer weniger. Das liegt meiner Beobachtung nach weniger an sinkender Engagementbereitschaft, sondern an gesteigerten Ansprüchen an Partizipations- und Mitgestaltungsmöglichkeiten. Leider lässt die Fokussierung auf sinkendes Engagement wenig bis keinen Raum dafür, diese Einbindungsformen systematisch zu diskutieren. Neues »professionelles« Nachdenken über Ehrenamt hat es daher schwer. Denn es braucht eine Veränderungsbereitschaft vor dem Hintergrund beziehungsweise Ziel der theologischen Ausrichtung. Sie ist nicht leicht und auf den leitenden Ebenen noch schwerer.

Wenn solche Funktionen und Aufgaben diskutiert werden, dann von Ehrenamtlichen an der Basis, die auch die Notwendigkeit von Veränderungen unmittelbar spüren. Jede höhere Ebene macht eine Abstraktion der Verantwortung für die Auswirkungen möglich. Umso wichtiger ist die Frage, wie die Basis in die Leitung kommt. Denn ehrenamtlich Engagierte werden über die Zukunft der Kirche entscheiden.
In jedem Fall darf die Transparenz von Entscheidungen und Beteiligung kein »good will« sein und auch keine Ressourcenfrage. Sie muss selbstverständlich sein. Die Interviews und die Beispiele im bisherigen Verlauf unserer Tagung, in denen Zusammenarbeit gut gelingt, zeigen, dass gegenseitiges Vertrauen die Basis ist für erfolgreiches gegenseitiges Miteinander.

Miteinander

Gleichwertigkeit steht für das Zusammenspiel von beruflich und ehrenamtlich Tätigen in der Kirche und doch bleibt die Frage, was heißt das? Auf der organisatorischen Ebene wären das z. B.: vergleichbare Informations- und Organisationsbedingungen. In den koordinierenden Fachstellen für Ehrenamtsförderung wird häufig deutlich, wo die aktuellen Standards »warme Worte« sind.
Als Fachstelle für Ehrenamtsförderung verwundert es mich in kirchlichen Diskursen immer wieder, wie selbstverständlich die berufliche Reflexion geführt wird und wie stiefmütterlich, verallgemeinernd und theologisch verklärt jede Diskussion um Aufgaben und Funktionalitäten geführt werden. Ich erkläre mir das wie folgt: Ehrenamt und Hauptamt in der Kirche haben sich quasi parallel entwickelt – vielleicht wie zweieiige Zwillinge in einer Familie.
Und wie das so bei Geschwistern ist, die sich sehr ähnlich sind, kann sich ein – vor allem gefühltes – Gefälle der Wertschätzung entwickeln. Da spielen viele Wahrnehmungen mit. Hinzu kommen außerdem unterschiedliche Modelle der Gerechtigkeit, die diesen Empfindungen zugrunde gelegt werden. Heißt »gerecht«, jeder bekommt das Gleiche, wie man es bei den Arbeitern im Weinberg lesen kann oder: jeder bekommt, was er braucht, um sich gut zu entwickeln, wie ich es in der Jona-Geschichte lese.
Es gab Zeiten, in denen die Professionalität – auch in den Kirchen – auf dem Vormarsch war und Ehrenamtlichkeit als »Legitimationsgrund« benötigte. Es gab Zeiten, in denen Ehrenamtlichkeit als machtvolle Bestimmende anerkannt war, ob sie der Fachkenntnis widersprach oder nicht. Heute sind andere Zeiten – Zeiten des Wandels.
Die Verhältnisse von Beruflichkeit und Ehrenamtlichkeit haben sich meiner Meinung nach vermischt. Die Ansprüche an beide Gruppen in Kirche wachsen und ein Ausruhen auf einer »Wertschätzung«, die einer Gruppe wegen ihrer Gruppenzugehörigkeit zukommt, gibt es selten bis nirgends.
Um im Familienbild zu bleiben, heißt das, es ist die Zeit der Pubertät. Und das heißt: Jetzt heißt es Erwachsenwerden und partnerschaftlich miteinander einen klugen Weg überlegen. In der Regel heißt Pubertät auch Veränderung und Systemumbau.
Mir scheint, wir müssen diese Pubertät zwischen Ehrenamtlichen und Beruflichen jetzt zulassen und neu aushandeln, wofür wir unsere je eigenen Perspektiven brauchen. Es steht die Frage an, welchen Weg wir als Kirche gehen wollen, um dem theologisch gemeinsamen Auftrag einer wertschätzenden Gemeinschaft der Dienste gerecht zu werden und nicht weiter in einer Wertschätzungsspirale zu irren. Und um nicht im kindlichen Kampf um ein Gesehen-werden zu vergessen, Rechte und Pflichten neuer partnerschaftlicher Familienarbeit nach unseren jeweiligen Vorlieben und Fähigkeiten selbstbewusst auszuhandeln.
Wir laufen Gefahr, zu vergessen, Wertschätzung durch Mentoring, Coaching, und handlungsfeldübergreifende Begleitung sinnvoll weiterzudenken, Gremien zu flexibilisieren. Und das nicht aus Not, weil wir auf unseren bekannten Wegen nicht genug Menschen für die vorhandenen Aufgaben finden, sondern weil wir jetzt wissen, was wir wollen: Transparenz, Beteiligung, gebündelte Information und Offenheit im Miteinander für alle, egal welches organisatorische Label oder welche theologische Zuschreibung sie mitbringen. Eltern müssen uns nicht mehr beschützen. Denn Ehrenamtliche sind schon groß und Berufliche wissen, was sie tun.

Erwachsen sein und Erwachsen werden

Mir scheint, es entsteht ein Knirschen im Gebälk, wo das System Kirche an Zuschreibungen festhält, die nicht mehr passen und keine theologische Grundlage haben. Organisatorische Neuordnung bereitet wenig Probleme, wenn klare Dienstleistungen neu hinzukommen. Es bereitet großes Rumoren, wo sich die Organisation Kirche durch neue Handlungsfelder weiterentwickeln muss. Die strategische Ehrenamtsförderung, die – theologisch betrachtet – an die partnerschaftliche Basis der Menschen untereinander erinnert, hat es in den aktuellen Machtverteilungen schwer.

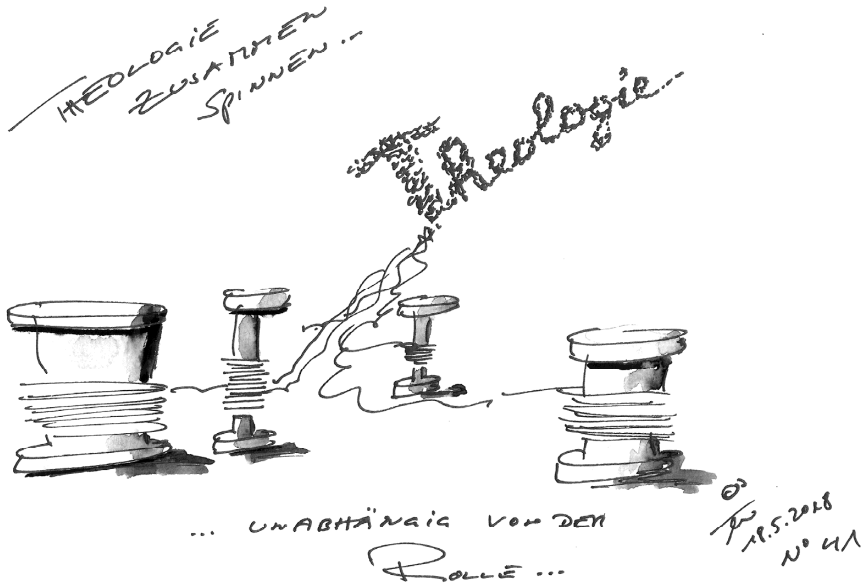
Selbstbewusste Menschen, die nicht gehen, wenn sie Gegenwind spüren, sondern bleiben und das System verändern wollen, erreichen unsere kirchlichen Strukturen bisher selten. Das sollten wir unbedingt ändern!

Anmerkungen:

[1] *Epd-Dokumentation Nr. 21, 21. Mai 2013, S.13.*

[2] *Grundlagenpapier zum Ehrenamt, 1.12.2016, verabschiedet durch die Frühjahrssynode der Evangelischen Landeskirche in Baden: https://www.ekiba.de/html/content/fachstelle_ehrenamt474.html*

D



»Wie hältst Du's mit Geld, Macht und Zeit?« – Statement

Von Oberkirchenrat Dr. Ralph Charbonnier, Referent für Sozial- und Gesellschaftspolitik im Kirchenamt der EKD

Berlin, Schwanenwerder, 17. Mai 2018

»Gemeinsam engagiert?« – Das Fragezeichen markiert die Zweifel, ob Anspruch und Wirklichkeit zusammenfallen. Wie weit sind ehren- und hauptamtlich Engagierte wirklich *gemeinsam* unterwegs? Die theologische Figur des Allgemeinen Priestertums stützt den Anspruch eines gemeinsamen Engagements von ordinierten Pfarrerinnen und Pfarrern, Mitarbeitenden anderer Berufsgruppen und ehrenamtlich Mitarbeitenden. Ebenso gehört es hinsichtlich der Organisationskultur zum Anspruch der evangelischen Kirche, dass alle Engagierten gemeinsam die Ziele ihrer Kirche verwirklichen. Dieser breite Konsens über die Zielrichtung kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass insbesondere Machtfragen den vermeintlichen Frieden stören: Beruflich Mitarbeitende haben oftmals einen Informationsvorsprung gegenüber ehrenamtlich Mitarbeitenden, sie haben oftmals größere Möglichkeiten, zeitlich flexibel Maßnahmen umzusetzen, ihnen werden verbreitet von außen Leitungsrollen zugeschrieben, auch wenn dies in der Organisationsstruktur anders vorgesehen ist. Umgekehrt kann Gemeinsamkeit auch in Frage gestellt werden, wenn die Abhängigkeit kirchlicher Arbeit von ehrenamtlichem Engagement in den Vordergrund gestellt wird und wenn ein starkes Gegenüber zwischen beruflich und ehrenamtlich Engagierten gepflegt wird.

Vor diesem Hintergrund und mit der Intention, Anspruch und Wirklichkeit stärker in Deckung zu bringen, möchte ich folgende drei Fragen zur Diskussion stellen:

1. Was heißt* »gemeinsam engagiert« *zu sein?
Gemeinsam engagiert zu sein, wird häufig mit dem Bild verbunden, »gleich zu sein«. Unterschiede werden gerne »um der Gemeinschaft willen« ausgeblendet. Es wird subkutan unterstellt, dass Unterschiede über mehr oder weniger Macht entscheiden und somit Gemeinsamkeit stören. Insbesondere Unterschiede zwischen ehrenamtlicher und beruflicher Mitarbeit werden – insbesondere wenn es um Darstellungen nach außen geht – nicht selten zugunsten der »Gleichheit« eingeebnet.
Dagegen sollte, frei nach dem Motto »Wer unterscheidet, hat mehr vom Leben«, auf den Gehalt der Figur des Allgemeinen Priestertums verwiesen werden. Die Lehre vom Allgemeinen Priestertum hat ihre Pointe darin, dass die Gleichheit von Christinnen und Christen vor Gott und hinsichtlich ihrer Beauftragung, das Evangelium zu kommunizieren, verbunden wird mit der organisatorischen Notwendigkeit, Aufgaben und Beauftragungen gaben-, kompetenz- und aufgabenorientiert zu unterscheiden. Gemeinsam engagiert zu sein, heißt somit, sich der jeweiligen Gottesbeziehung bewusst zu sein und sich als Teil der missio Dei in einer Dienstgemeinschaft zu verstehen. Das macht Christinnen und Christen zu Schwestern und Brüdern – jenseits aller Hierarchien und unterschiedlicher Mitwirkungsformen. Zugleich gilt es, auf Basis dieser Gleichheit gaben-, kompetenz- und aufgabenorientiert Unterschiedliches in jeweils adäquater Form zu tun. Entscheidend ist, dass weder die Gleichheit hinsichtlich des Grundauftrages durch Unterschiede im konkreten Auftrag in Frage gestellt wird, noch dass die Unterschiede durch die Gleichheit eingeebnet werden. Gleichheit und Unterschiede stehen nicht im Verhältnis kommunizierender Röhren – je mehr Gleichheit verwirklicht ist, umso mehr schwinden Unterschiede –, sondern im Verhältnis einer Polarität: Je stärker die Gleichheit im Glauben erfahrbar wird, umso wirksamer kann das Engagement für unterschiedliche Aufgaben sein; je selbstverständlicher Unterschiede des konkreten Engagements geachtet und anerkannt werden, umso stärkender kann dies für den gemeinsamen Glauben sein. Aus diesen Einsichten ergeben sich Leitungsaufgaben auf allen Ebenen der Kirche: Zum einen ist quer zu allen Hierarchien, quer zu der Unterscheidung von Ehren- und Hauptamtlichkeit, quer zu anderen Unterscheidungen (alt/jung, Frau/Mann, arm/reich, Milieus etc.) geistliches Erleben in Gottesdiensten, Gebeten, Bibelarbeiten, diakonischer Tätigkeit etc. zu fördern. Zugleich gilt es, die Bedeutung von Unterschieden der Mitarbeitenden für konkretes Engagement und die Zusammenstimmung mit dem Engagement anderer transparent zu machen. Dazu gehören u. a. transparente Vereinbarungen über Tätigkeitsfelder und Verantwortlichkeiten und deren Kommunikation in dem Kontext, in dem die Engagierten gemeinsam tätig sind, Rollenklarheit, Maßnahmen der Mitarbeitendenführung (Aus-, Fort-, Weiterbildung, Supervision, Feedbackkultur u. a. m.).

2. Wer gehört zu denen, die gemeinsam engagiert sind?

In Kirchengemeinden, Kirchenkreisen und sonstigen Feldern kirchlicher und diakonischer Arbeit geht es nicht nur darum, Gemeinsamkeit zwischen ehrenamtlich und beruflich Mitarbeitenden dieser kirchlichen Akteure herzustellen und zu pflegen. Im Zuge sozialräumlich konzipierter Arbeit stellt sich die Frage, wie gemeinsames Engagement mit Engagierten anderer Akteure der Zivilgesellschaft gefördert werden kann. Wer ehrenamtlich beim Deutschen Roten Kreuz, bei der Arbeiterwohlfahrt, bei Selbsthilfegruppen oder Naturschutzorganisationen engagiert ist, wer beruflich für eine Kommune, eine Freiwilligenagentur oder ein Mehrgenerationenhaus tätig ist, handelt nach je eigenen weltanschaulichen Überzeugungen, in der je eigenen Organisationskultur, mit je eigenen persönlichen und organisationalen Zielen. Wenn unter diesen Bedingungen, z. B. im Kontext der Arbeit für alte Menschen oder Familien in einem Quartier, für Geflüchtete einer Region, für das kulturelle Leben eines Lebensraumes gemeinsames Engagement gelingen soll, dann gilt es, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu erkennen, zur Sprache zu bringen und im gemeinsamen Engagement zu nutzen. Die Differenz zwischen Ehrenamtlichkeit und Hauptamtlichkeit ist dann eine Differenz unter vielen – was auch dazu verhelfen kann, manche festgefahrenen Spannungen zwischen ehrenamtlich und hauptamtlich Engagierten zu lösen.

3. Welche Anerkennungs- bzw. Wertschätzungskultur fördert ein gemeinsames Engagement?

Eine Anerkennungs- und Wertschätzungskultur in der Kirche ist in zwei Hinsichten zu beleuchten: Es geht um die Anerkennung als Person durch Gott (Rechtfertigung). Sie gilt unbedingt, jenseits aller Unterschiede. Und es geht um die Anerkennung und Wertschätzung konkreter Tätigkeiten. Diese Anerkennung setzt voraus, dass die ausgeübten Tätigkeiten in ihren Kontexten, mit ihren (mehr oder weniger vorhandenen) Voraussetzungen, mit ihren Wirkungen, Erfolgen und Misserfolgen gesehen und, je nach Handlungsfeld, analysiert und in Bezug auf die gesetzten Ziele bewertet werden, um Hinweise für zukünftiges Handeln zu gewinnen. Schon dieses gemeinsame Wahrnehmen eines Engagements ist Teil der Anerkennung und Wertschätzung, weil darin deutlich wird, dass Person und Tätigkeit einen Eigenwert haben und für das gemeinsame Engagement wichtig sind.

In beiden skizzierten Hinsichten geht es in einer Anerkennungs- und Wertschätzungskultur um Dank. Im Gegenüber zu Gott geht es darum, ihm zu danken für die unbedingte Anerkennung und Würdigung als Person, für Begabungen, für Kreativität und Schaffenskraft und auch für die Möglichkeiten, in einer Dienstgemeinschaft engagiert zu sein. »Gottesdienste für Mitarbeitende« und Mitarbeiter*innenfeste können hier geeignete Formate des Ausdrucks dieses Dankes sein. Hinsichtlich des Dankes für konkretes Engagement geht es darum, dem Dank auch explizit und öffentlich Ausdruck zu verleihen – durch Dankesworte, durch das Sichtbarmachen eines Engagements in geeigneten Medien, durch »kleine Aufmerksamkeiten«. Allerdings ist hier zu beachten, dass explizit geäußerter Dank fast notwendig asymmetrisch ist und vorhandene Asymmetrien verstärken und verfestigen kann. Wer dankt, ist der oder die Gebende. Wer Dank annimmt, ist der oder die Empfangende. So sind hinsichtlich des manchmal spannungsvollen Verhältnisses von Ehren- und Hauptamt »Ehrenamtlichentage« oder »Dankesfeste für Ehrenamtliche« einerseits Ausdruck der Wertschätzung ehrenamtlichen Engagements, andererseits aber wird die Asymmetrie zwischen Hauptamt und Ehrenamt verfestigt: Wer gibt, hat Macht; wer empfängt, erscheint angewiesen auf Gebende. Dem oben beschriebenen Grundverständnis einer Dienstgemeinschaft der Gleichen und zugleich Unterschiedlichen entspräche es eher, ein »Dankesnetz« zu verwirklichen: Wenn jede und jeder Engagierte, ob beruflich oder ehrenamtlich, auf ihre bzw. seine je eigene Weise im Zusammenspiel mit anderen engagiert ist, gebührt auch jeder bzw. jedem Einzelnen Dank. Dank ginge dann sowohl von haupt- als auch von ehrenamtlich Engagierten aus. Beide Gruppen wären zugleich auch Empfangende von Dank.

D

»Wie hältst Du's mit Geld, Macht und Zeit?« – Statement

Von Dr. des. Kerstin Menzel, Praktische Theologie, Humboldt-Universität zu Berlin

Berlin, Schwanenwerder, 17. Mai 2018

1. Zunächst einige Überlegungen zu den verwendeten Begriffen:

■ Ausgangspunkt der theologischen Diskussion um gemeinsames Engagement im Bereich der Kirche ist zumeist eben dieser Begriff – es geht um »Kirche«. Führt es weiter, wenn man bei den gemeinsamen Zielen einsetzt, die – wie wir gehört haben – für die gute Zusammenarbeit so wichtig sind? Das wäre anschlussfähig an eine Ausweitung der Perspektive in der Praktischen Theologie, die gegenwärtig stärker vom Religionsbegriff oder von der Kommunikation des Evangeliums her denkt. Die Praktische Theologie, die Christian Grethlein vorgelegt hat (Berlin/Boston 2012), zeigt die Chancen eines solchen Ansatzpunktes – Kommunikationsorte wie Schule, Familie, Diakonie und Medien kommen neben der Gemeinde besser in den Blick, und das Engagement von Menschen, die kein berufliches Amt inne haben, wird als Innovationsmotor und wesentlicher Ausgleich institutioneller Verfestigungen sichtbar. Der Ansatzpunkt des gemeinsamen Ziels müsste jedoch so weit sein, dass er von vornherein zivilgesellschaftliche und gemeinwesenorientierte Aspekte integrieren würde und auch freiwillig Engagierte in den Blick bekäme, die nicht Kirchenmitglied sind oder sich nicht unbedingt als Christ*in identifizieren. Grethleins Konzept der drei Dimensionen von Lehren und Lernen, gemeinschaftlichem Feiern und Helfen zum Leben bietet hier gute Möglichkeiten.

■ Immer wieder werden Ehrenamt und Priestertum aller Gläubigen schnell identifiziert. Dabei bezeichnet letzteres eigentlich eine soteriologische Aussage – die Unmittelbarkeit jedes Menschen im Glauben. Diese kann sich ausdrücken in einer persönlichen geistlichen Praxis, im eigenen gelebten Glauben, in religiöser Erziehung der eigenen Kinder, im helfenden Handeln usw. Freiwilliges Engagement in der Kirche ist eine, aber eben nur eine Möglichkeit, in der sich Priestertum aller Gläubigen ausdrücken kann. Diese Unterscheidung zieht zum einen eine geistliche Ebene ein – erwarten wir, dass wir einander geistlich etwas geben, voneinander lernen können? Sitzt die Pfarrerin im Gottesdienst der Prädikantin und nimmt der Pfarrer aus dem Gespräch im Seniorenkreis auch für den eigenen Glauben etwas mit? Zum anderen ist diese Unterscheidung gegenüber beteiligungskirchlichen Ansätzen z. B. evangelikaler Prägung, die die Tendenz haben, Engagement in der Gemeinde als notwendigen Ausdruck des Christseins zu verstehen, ein Schutz unterschiedlicher Teilnahmestile und Nähebedürfnisse, die eine Volkskirche auszeichnen und eine ihrer Stärken sind.

2. Kann es angesichts der Vielfalt im Ehrenamt eigentlich eine Theologie des Ehrenamts geben? Die Frage von Cornelia Coenen-Marx entspricht einer Frage, mit der sich auch die Pastoraltheologie gegenwärtig auseinandersetzt: Kann es angesichts der Vielfalt im Pfarrberuf – und wenn man genau auf den Sozialraum, Kulturen des Umgangs und Angebotsspektren schaut, gibt es diese Vielfalt auch zwischen Kirchengemeinden, auch wenn sie sich in den Stellenbeschreibungen leider nicht immer abbildet – ein einheitliches Berufsbild geben? Die Tendenz geht eher zu einem persönlichkeitsspezifischen und situationsadäquaten Pfarrbild (so würde ich im Anschluss an Michael Klessmann formulieren), das sich orientieren und infrage stellen lässt von biblischen und theologischen Traditionen sowie pastoraltheologischen Überlegungen. Die Vielfalt ist nicht einfach reduzierbar, auch nicht durch eine Definition »pastoraler Kernaufgaben«, die von einer Klärung der Zielgruppen und Zielbestimmungen absieht. Auch Bilder wie das des »Trainers« sind in ihrer homogenisierenden Tendenz problematisch und haben die schwierige Tendenz, die Pfarrer*innen »ganz vom Spielfeld« zu nehmen.

3. Ein persönlichkeitsspezifisches und situationsadäquates Pfarrbild hat Folgen für den Pfarrberuf – die genaue und reflektierte Wahrnehmung der Situation und der eigenen Stärken, Schwächen, Leitbilder und Ideale wird wichtiger. Am Feld der Zusammenarbeit mit anderen Berufsgruppen und nichtberuflich Mitarbeitenden wird die Notwendigkeit der Diversitätskompetenz, die den Pfarrberuf der Zukunft insgesamt auszeichnet, besonders deutlich. Um Ehrenamtliche zu gewinnen, zu fördern und zu begleiten, müssen Pfarrer*innen geschlechter- und milieusensibel, aufmerksam für unterschiedliche soziale Situationen (Zugezogene, Singles, drittes Lebensalter, …), sozialräumliche Bedingungen und Netzwerke sowie unterschiedliche Engagementkulturen sein, die in der Kirche

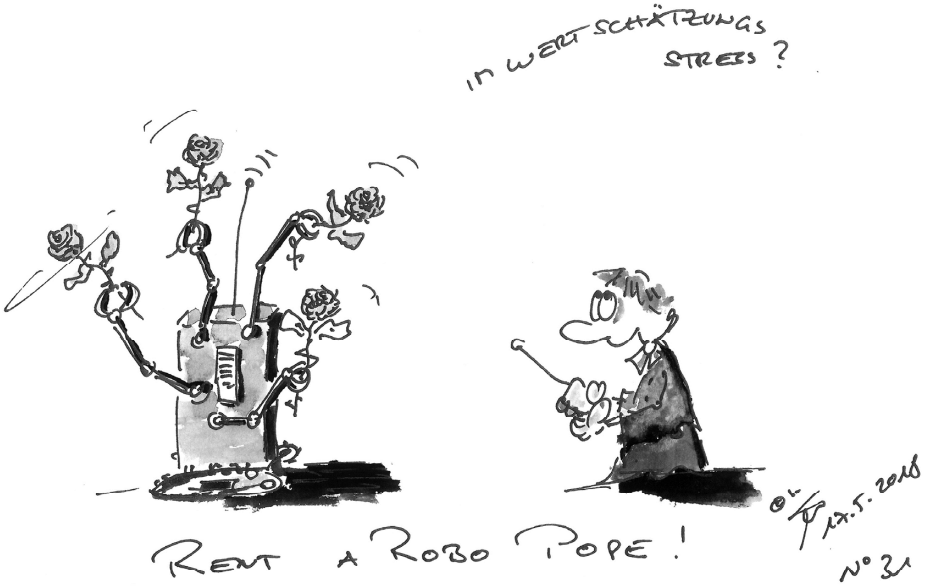
laut den empirischen Studien nebeneinander existieren. Können Pfarrer*innen eigene Überzeugungen zurücknehmen und die Impulse anderer aufnehmen? Sehen sie unterschiedliches Engagement oder ist ihr Bild auf Hoch- und Mehrfachengagierte beschränkt? Wird der nach außen getragene Anspruch der Partizipation durch Ergebnisoffenheit eingelöst oder gibt die Pfarrperson doch immer schon die Vision und das Ziel vor? Wie vermitteln sich also die persönlichkeitsspezifische Dimension eigener Stärken und Interessen mit der situationsadäquaten Dimension vorfindlicher Bedürfnisse, Motivationen und Möglichkeiten? In meiner empirischen Arbeit[1] zeigen sich sehr unterschiedliche Partizipations- und Führungsstile gegenüber Ehrenamtlichen – Pfarrer*innen können Paternalisten sein, die Ehrenamtlichen wenig zutrauen, aber auch Impulsgeber und Moderatoren, die den Gewinn ehrenamtlich Mitarbeitender sehr klar sehen. Diejenigen, die aufmerksam sind für den konkreten Kontext ihrer Arbeit, für Kooperationsmöglichkeiten und gesellschaftliche Bedarfe, sind häufig auch diejenigen, die eine egalitäre Haltung gegenüber Ehrenamtlichen haben. Wahrnehmungs- und Reflexionskompetenz erweisen sich hier als zentrale Kompetenzen.

4. Der Blick auf die Arbeit mit Geflüchteten (siehe Seite 24) hat gezeigt, dass Krisensituationen Innovationspotential für das gemeinsame Engagement haben. Das bestätigen auch Studien zu alternativen Formen kirchlicher Präsenz in Ostdeutschland (*Kirchenamt der EKD, Freiraum und Innovationsdruck. Der Beitrag ländlicher Kirchenentwicklung in »peripheren Räumen« zur Zukunft der evangelischen Kirche, Leipzig 2016*). Ehrenamtliche, d. h. Kirchenvorsteher*innen, Kirchenkurator*innen, Prädikant*innen u. a., werden im Kontext von Strukturrückbau und institutioneller Schrumpfung zum »Gesicht von Kirche«, was durch die noch diffuseren Rahmenvorgaben auch die Gefahr der Überlastung birgt. Ehrenamtlich und beruflich Mitarbeitende bilden in vielen der untersuchten Initiativen gemeinsame Teams, in denen Hauptamtliche nicht selten die Impulsgeber*innen sind, dies aber in einer Haltung der Offenheit, der Lernbereitschaft und Fehlerfreundlichkeit sowie der Suche nach Vernetzung. Insgesamt würde den Diskussionen ein bewussterer Blick auf die ostdeutsche Situation gut tun – hier sind Schrumpfungsprozesse seit Jahrzehnten, massive strukturelle Veränderungen seit Mitte der 1990er ein wichtiges Thema, und manches hat sich schon an Ideen und Veränderung herauskristallisiert, was beispielhaft ist – sei es konzeptionell, sei es praxiserprobt. Damit verbunden ist – wie gesamtgesellschaftlich – ebenso die Frage nach ostdeutschen Repräsentant*innen in kirchlichen Entscheidungskreisen.

5. Eine Verantwortung beruflich Mitarbeitender ist es, Grenzen zu setzen, wenn Ehrenamtliche übergriffig werden, unprofessionall agieren oder sich selbst überlasten – das war im Blick auf Krankenhausseelsorge und Arbeit mit Geflüchteten (s. o.) sehr deutlich. Damit ist jedoch eine strukturelle Spannung angesprochen, auf die Jan Hermelink hingewiesen hat, die sich gerade für Pfarrer*innen nicht leicht auflösen lässt. Ehrenamtliche sind zum einen Mitarbeitende, von denen eine bestimmte Leistung bzw. Qualität erwartet werden kann (im besten Fall mit Absprache), zugleich haben sie aber – Mitglieder oder nicht – Anspruch auf seelsorgerliche Zuwendung. Anders herum gesagt: Pfarrer*innen sind in die Gemeinschaft der Dienste eingeordnet, als Dienstvorgesetzte und Gesamtverantwortliche zugleich übergeordnet. Solche systemischen Spannungen lassen sich nicht individuell völlig auflösen.

Anmerkung:

[1] *Kleine Zahlen, weiter Raum – der Pfarrberuf in ländlichen Gemeinden Ostdeutschlands, Praktische Theologie Heute, Bd. 155, 2018.*


IN WERTSCHÄTZUNGS STRESS ?
RENT A ROBO POPE !
N° 31

PRIESTERTUM ALLER
N° 30

Wie hältst Du's mit Geld, Macht und Zeit? – Fishbowl[1] I Bericht über die erste Runde

Von Ina Wittmeier, Referentin der Ehrenamtsakademie der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Darmstadt

Berlin, Schwanenwerder, 17. Mai 2018

Moderation: Gudrun Scheiner-Petry – Leiterin des Amtes für Gemeindedienst der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, Nürnberg

Teilnehmende:

Michael Westerhoff – Referent für Personalentwicklung der Evangelischen Kirche von Westfalen, Bielefeld

Dr. Kristin Junga – Leiterin der Arbeitsstelle Ehrenamt der Nordkirche, Hamburg

Martin Simon – Referent für Kirchenvorstandsarbeit und Gemeindeleitung, Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, Nürnberg

Michael Westerhoff beklagte die Sicht auf Pfarrer als »Objekte«. Man stelle zu oft die Frage: »Wie müssen sich Pfarrer verändern, um besser mit Ehrenamtlichen umzugehen?«. In Westfalen wirken die Ehrenamtlichen als »Subjekte« in der Personalentwicklung mit und bringen z. B. beim Assessment von Vikarinnen und Vikaren einen wichtigen Blick ein. Er warf zudem den Blick auf Arbeitszeitmodelle: Wo muss der Pfarrdienst begrenzt werden? Wo gibt es Überlastung? Wo sind auch Ehrenamtliche überlastet? Er sieht darin ein generelles Systemproblem, das dringend eine Aufgabenkritik benötigt. Aus seiner Sicht müssen Ehrenamtliche z. B. auch bei der Besetzung von Pfarrstellen gestärkt und begleitet werden, um »problematische« Entscheidungen zu vermeiden. Die Beziehungsebene von Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen solle mehr in der Mitte stehen. Dazu müssten Berührungspunkte sinnvoll ausgestaltet werden und es müsse Rollenklarheit herrschen.

Martin Simon betonte die notwendige Dank-Kultur für verantwortlich in der Leitung Mitarbeitende. Oft gebe es allerdings ein »Danke«-Gefälle von Hauptamtlichen zu Ehrenamtlichen. Ehrenamt solle nicht als selbstverständlich genommen werden. In der Gemeindeberatung seien auch »Duos« von Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen denkbar.

Ein ehrenamtlicher Kirchenvorstandsvorsitzender erzählte auf dem Gast-Stuhl vom Dank der Dekanin im »stillen Kämmerlein«. Das sei ihm zu wenig. Er habe den Wunsch nach Dank in der Öffentlichkeit.

Dr. Kristin Junga lenkte den Fokus auf einen weiteren Aspekt der Zusammenarbeit von Haupt- und Ehrenamtlichen. Sie habe in diesem Bereich viele funktionierende Familienmodelle kennengelernt. Zusammenarbeit funktioniere aus ihrer Sicht da gut, wo es ein gemeinsames Ziel gebe. Die Machtverhältnisse seien auch in Familien oft ein Tabu und würden nicht expliziert, weil das die Familienstruktur verhindere. »Wissen ist gleich Macht, aber Macht ist auch Berechtigung. Und auch bei Verabredungen hat derjenige die Macht, der die Entscheidungen trifft. Sinnvoll ist es, dies transparent zu machen.«

Michael Westerhoff merkte dazu an, dass in Familienstrukturen oft nicht »Nein« gesagt werden dürfe, so sei es oft auch in Gemeinden. Viele Ehrenamtliche würden der Kirche damit entgehen, weil sie sich in der Familienkultur nicht wohl fühlen.

Ein Teilnehmer auf dem Gast-Stuhl merkte an, dass er das Familienbild für problematisch halte. Damit seien Rollenzuschreibungen verbunden, wie z. B. der Pfarrer als Papa. Das passe für ihn als Pfarrer nicht, sondern er setze auf Zusammenarbeit.

Dr. Kristin Junga betonte daraufhin, dass sich das Familienbild doch im Wandel befinde und es viele neue Modelle gebe, die man auf die Gemeinde übertragen könne, dann wäre ein erweitertes Familienbild sicherlich hilfreich.

Eine Prädikantin auf dem Gast-Stuhl berichtete, dass sie nach ihrer Ausbildung in die (Pfarr-)Konvente eingeladen wurde. Dies erlebte sie als große Wertschätzung und es ermöglichte eine Einbindung in die Region.

Cornelia Coenen-Marx merkte an, dass Familie immer ein Außen und ein Innen hätte. Neue Modelle könnten Brücken bauen. Eine Gemeinde sei ja auch eine Gemeinschaft aus Schwestern und Brüdern. Zur Machtfrage verwies sie auf die Frauenordination, welche die Frauen zu Schwestern gemacht habe. Sprache sei ein Herrschaftsinstrument. Frau Coenen-Marx berichtete von der unterschiedlichen Praxis bei der Anrede »Bruder« / »Schwester«.[2]

Martin Simon berichtete, dass in Bayern die Prädikant*innen und Ehrenamtlichen inzwischen in landeskirchliche Prozesse eingebunden seien. Im Pfarrbild-Prozess seien Ehrenamtliche zunächst nicht eingebunden gewesen, später wurden dann allerdings die Vertrauensleute einbezogen. Es sei von Seiten der Landeskirche zunächst die Annahme gewesen, dass Ehrenamtliche noch mehr Erwartungen »draufpacken« würden. Es habe sich dann aber gezeigt, dass die Ehrenamtlichen ein gutes Gespür für Rollen und Aufgaben hätten. Das sei ein Aha-Erlebnis gewesen, durch welches Vertrauen gewachsen sei.

Eine Teilnehmerin auf dem Gast-Stuhl lenkte den Blick erneut auf die Sozialstruktur der Gemeinde. Das in der Diskussion verwendete (Patchwork-) Familien-Bild für die Gemeinde sei aus ihrer Sicht schwierig. Wichtig seien Gemeinschaft und Kontakt sowie die Klärung von Erwartungen und Bedürfnissen, statt Bilder zu verwenden, die aus anderen Feldern kämen und nicht passten.

Michael Westerhoff betonte, dass bei aller Einbindung der Prädikant*innen das Ehrenamt nicht als Lückenbüßer missbraucht werden dürfe. Die Prädikant*innen würden oft für strukturelle Probleme instrumentalisiert und übernähmen eine riesige Anzahl an Gottesdiensten.

Dr. Kristin Junga brachte noch einen anderen Punkt ein: Partizipation an Prozessen sei entweder eine Goodwill-Entscheidung oder habe eine lange Tradition und sei damit strukturell verankert. Auch sei das Vorhandensein von Ressourcen ein wichtiger Faktor. Partizipation, Kommunikation und Beteiligungsstrukturen in der Kirche seien nämlich oft von der Ausstattung eines Arbeitsbereiches abhängig.

Ein Teilnehmer auf dem Gast-Stuhl gab zu bedenken, dass in seiner Diaspora-Gemeinde im Osten die Anwendung des Familienbildes auf Kirche nicht bekannt sei. Zur Machtfrage merkte er an, dass der Pfarrer einer Gemeinde auch Macht abgeben könne, indem durch eine Geschäftsordnung eine Aufgabenklärung erreicht werde. Z. B. könne ein ehrenamtlicher Vorsitz im Leitungsgremium hier auch kirchenrechtlich abgesichert werden. Und natürlich gebe es nach seiner Erfahrung auch im Bereich des Ehrenamtes eine Hierarchie. Ein *Dekanats*ausschuss oder manche Synodale fühlten sich beispielsweise als »bessere« Ehrenamtliche und merkten gar nicht, dass auch in den Gemeinden von den Ehrenamtlichen gute Arbeit gemacht werde. (Applaus des Plenums !)

Martin Simon berichtete, dass es in Bayern inzwischen 13 ehrenamtliche Kirchenvorstands-vorsitzende gibt, das sei ein »zartes Pflänzchen«. Er habe die Stelle als Ehrenamtsreferent angenommen, weil es im System »Kirchenvorstands-Begleitung« gebe. Die Inanspruchnahme von begleitender Beratung der Gremien habe zugenommen. Es gebe inzwischen auch mal einen Rollen-Switch bei Pfarrern, die alles (allein) machen wollen, hin zur Bereitschaft, mehr externe Beratung / Begleitung zulassen zu können, auch in längeren Prozessen. Die Beratung finde im Duo mit Ehrenamtlichen statt. Die diesbezügliche Ausbildung dauere zwei Jahre. Der Begriff der »Augenhöhe« von beruflich und ehrenamtlich Mitarbeitenden sei vom christlichen Menschenbild her gegeben, aber oft würden die Hauptberuflichen »runter schauen«.

Eine Teilnehmerin auf dem Gast-Stuhl, Mitglied in einem Presbyterium, merkte an, ihre Kollegen im Presbyterium seien nicht selbstständig genug, vom Pfarrer müsse immer noch mal gesagt werden, was und wie etwas nun tatsächlich gemacht werde. Hier sei Selbstbewusstsein im Ehrenamt in einem guten Maße dringend notwendig.

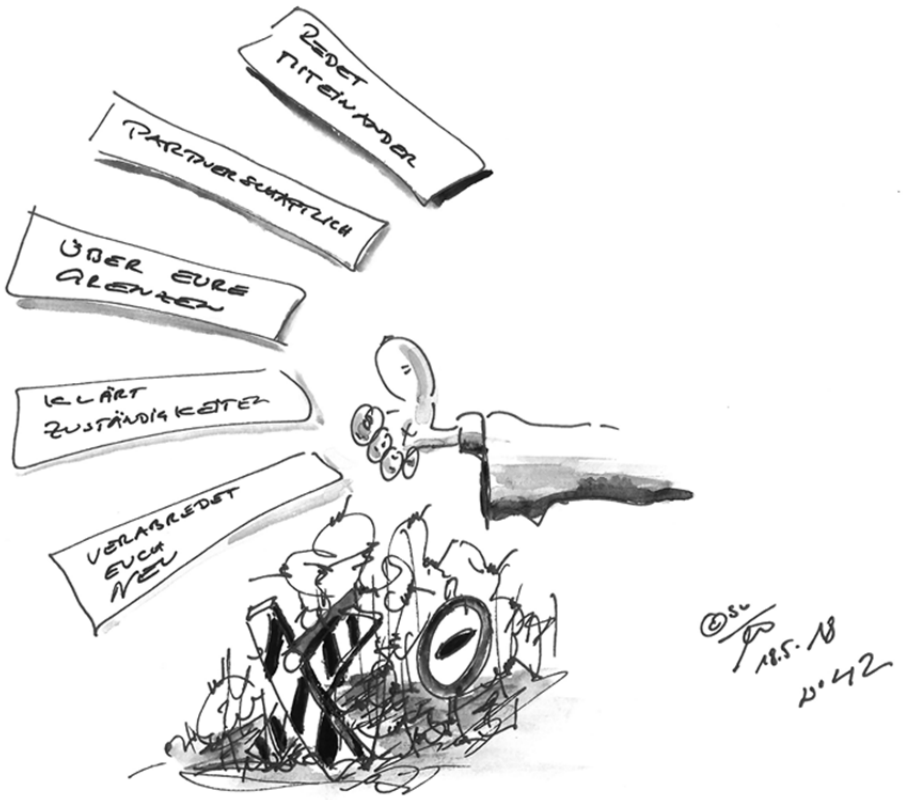
Anmerkungen:

[1] Bei der Fishbowl-Methode diskutiert eine kleine Gruppe von Teilnehmern im Innenkreis (im »Goldfisch-Glas«) das Thema, während die übrigen Teilnehmer in einem Außenkreis die Diskussion beobachten. Möchte ein Teilnehmer aus dem Außenkreis zur Diskussion beitragen, gibt es verschiedene Formen. Hier wurde die Methode mit dem »Gast-Stuhl« praktiziert, der als freier Stuhl im Innenkreis steht. Ein Teilnehmer aus dem Außenkreis kann darauf Platz nehmen und mitdiskutieren, bis er alles gesagt hat oder ein weiterer Teilnehmer aus dem Außenkreis auf dem Gast-Stuhl Platz nehmen will.

[2] Nachtrag von Cornelia Coenen-Marx (auf Anfrage der Redaktion): Als die Kirchenleitung der neu gegründeten Evangelischen Kirche im Rheinland 1948 gewählt wurde, bestand sie aus Männern der Bekennenden Kirche, die das »Brüdern« im Sinne von

Barmen III und IV ganz selbstverständlich pflegten: Zwischen Theologen und Nichttheologen, zwischen Kirchenleitungsmitgliedern (Oberkirchenräten) und Landeskirchenräten herrschte Gleichheit und Grundvertrauen. Im Prinzip habe ich diesen Geist in den neunziger Jahren noch selbst erlebt. Das Problem war allerdings: Was aus einer Widerstandsbewegung kam, die sich nach außen abgrenzen musste, um Vertrauen zu erhalten, war inzwischen Stil an der Spitze einer Hierarchie – insofern müsste das Verhältnis zwischen Geschwisterlichkeit und Herrschaft neu bedacht werden. Was mir in den neunziger Jahren auffiel, war zweierlei: die Selbstverständlichkeit, mit der Ehrenamtliche/Presbyter einbezogen wurden, funktionierte zwar von oben nach unten, nahm aber auf Gemeindeebene ab. Die jüngere Generation nutzte das »Brüdern«, wenn überhaupt, oft nur noch im Sinne einer herrschaftskritischen Formel – besonders gern dem Präses gegenüber. Hinzu kam eine große Veränderung durch die Frauenordination. In Barmen 1934 gab es keine Schwestern im Amt: Die Anrede »Schwester« geschah mit Vornamen (im Unterschied zum »Bruder« mit Nachnamen) und meinte die Diakonisse! – Übrigens ist in den fünfziger /sechziger Jahren bei den Debatten um die volle Ordination von Frauen auch der Idee nachgegangen worden, über das Diakonissenamt zu gehen. – Als meine Generation ins Amt kam, wurden wir durchaus als Schwestern einbezogen – gleichzeitig allerdings erodierte die Selbstverständlichkeit, Ehrenamtliche *einzubeziehen – vor allem ehrenamtliche Frauen. Die Frauenhilfsvorsitzende als Schwester? Habe ich nie erlebt. Damit wurde das »Brüdern« und »Schwestern« eher zu einer Standesanrede – gegen den ursprünglichen Sinn. Daneben gab es eine bekenntnistreue Gruppe, die weiterhin Ehrenamtliche wie Pfarrerinnen und Pfarrer aus dem eigenen Umfeld »brüderte« – da war es dann unfromm, schlicht Herr oder Frau zu sagen. Erosionsprozesse. Irgendwann in den neunziger Jahren bin ich selbst ausgestiegen. Nur manchmal, wenn ich z. B. einen Brief von einem Altpräses bekomme, in dem er schreibt »Liebe Schwester« – ganz ohne Vor- oder Nachname –, spüre ich den ursprünglichen Geist des Vertrauens und der Dienstgemeinschaft – und das tut dann gut. Fazit: »Geschwistern« funktioniert nicht ohne Herrschaftskritik – das betrifft Ämter, Geschlechter, Theologen/Nichttheologen.*

Ich vergesse nicht das Selbstbewusstsein, mit dem in Wuppertal-Barmen Gemarker Presbyter meinem Vater, damals dort Pfarrer, dem »Bruder Coenen«, ihre Predigtkritik präsentierten. Das hatte was. Das kenne ich sonst nur aus Württemberg. D



Wie hältst Du's mit Geld, Macht und Zeit? – Fishbowl[1] II
Bericht über die zweite Runde

von Dagmar Krok, Referentin im Frauenwerk der Nordkirche, Kiel

Berlin, Schwanenwerder, 17. Mai 2018

Moderation: Dr. Steffen Bauer – Leiter der Ehrenamtsakademie der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau

Teinehmende:

Dr. des. Kerstin Menzel – wissenschaftliche Theologin, Forschung zu »Pfarramt in ländlichen Räumen in Ostdeutschland« und »Gewinnung, Begleitung Ehrenamtlicher als Teil des Pfarrberufes«

OKR Dr. Ralph Charbonnier – Referent für sozial- und gesellschaftspolitische Fragen bei der EKD, dazu gehören die Themenfelder Zivilgesellschaft und Ehrenamt. Was können wir von der Zivilgesellschaft lernen? Wie bringen wir uns in die Zivilgesellschaft ein?

Dr. Kerstin Menzel:
Wir sollten drei Begriffe klären

- Kirche – was ist das gemeinsame Ziel? Statt des Begriffs »Kirche« sollten wir eher von Religion und der Kommunikation des Evangeliums reden.

- »Priestertum aller Gläubigen« – ist nicht ekklesiologisch sondern soteriologisch zu verstehen. Es geht um die unmittelbare Beziehung der Menschen zu Gott. Ehrenamt ist nur ein Aspekt davon.

- Pfarrberuf – Reflektieren, wer ich im System bin. Theologie des Pfarrberufs > Vielfalt denken > Personalentwicklung > Diversitätskompetenz > Quartiersentwicklung gemeinsam mit anderen zivilgesellschaftlichen Gruppen.

Dr. Ralph Charbonnier:

- »Gemeinsam engagiert« – Was ist mit »gemeinsam« gemeint? Wer ist das Gemeinsame?

- »Wer unterscheidet, hat mehr vom Leben.« (Eberhardt Jüngel)

- Keine Angst vor Differenz: Wir sind eins vor Gott und unterschiedlich in unseren Funktionen.

- Es braucht (mehr) Organisationstheorien zu Kirche, Aufgaben, Rollen.

- Gut funktioniert Kirche/Gemeinde dort, wo es gemeinsame Ziele gibt.

- Wir müssen weitere kirchliche Berufsgruppen in die Debatten einbeziehen, und zwar auf der Ebene der Kompetenzen und nicht der Ämterdebatte.

- Wertschätzung kann auch zu einer neuen Form von Gesetzlichkeit werden. Solange nur Hauptamtliche Ehrenamtliche wertschätzen (müssen), fundamentiert dies die Asymmetrien und Hierarchien. Es braucht ein gegenseitiges Dankesnetz für das, was getan wird.

In der Diskussion spielten folgende Aspekte eine Rolle:

- Die Rolle der Theologie muss bedacht werden. Der Begriff der »Rechtfertigung« ist richtunggebend für mein Sein und Tun.

- Die Aufgabe ist »Kommunikation des Evangeliums«. Welche Kompetenzen brauchen wir im jeweiligen Sozialraum dafür?

- Welchen Emotionsmustern folgt die Zusammenarbeit von Haupt- und Ehrenamt?

- Kirchenbilder bitte weiter denken! Andere Berufsgruppen, z. B. Diakon*innen sollen ins Denken, in die theologischen Diskurse einbezogen werden. Sie könnten eine Schlüsselfunktion haben: sich lösen von der Dualität zwischen Pfarramt und Ehrenamt.

- In Westfalen gibt es Modellgemeinden mit interdisziplinären Teams.

- Vielfalt lässt sich dort neu entdecken, wo sozialräumlich gedacht wird.

- Den Blick weiten, das WIR größer fassen: es ist mehr als »Wir sind Kirche« und »Wir sind

Christen«, d. h. eine sozialräumliche Perspektive gewinnen.

■ Kirche ist ein Hybrid: Organisation – Gemeinschaft – Bewegung – Netzwerk

■ Von Kirche wird erwartet, dass sie Theologie treibt. Dazu gibt es zwei gegeneinander strömende Bewegungen: Kirche öffnet sich ins Gemeinwesen und: Theologie treiben nicht zwingend nur Pfarrer*innen, sondern auch Diakon*innen in ihren je spezifischen Kompetenzen. Es gibt aber auch Tendenzen von Einengung und Ängste, die zu der Argumentation führen, nur Pfarrerinnen können das. Hier wird Theologie zu Herrschaftswissen, das die Beruflichkeit von Pfarrerinnen schützen soll.

■ »Theologie unter der Glasgocke«, was nutzt sie, wenn sie nicht wirkt / wirken kann?!

■ Wir suchen nach Dingen, die Bestand haben. Aber nur die Veränderung ist beständig. Es gilt zu lernen, mit der Vorläufigkeit umzugehen. Es sind alles nur vorläufige Dinge.

■ Innovationspotentiale von Krisen wahrnehmen und nutzen! Mehr von der Ostdeutschen Perspektive/Erfahrungen lernen.

Anmerkungen:

[1] *Bei der Fishbowl-Methode diskutiert eine kleine Gruppe von Teilnehmern im Innenkreis (im »Goldfisch-Glas«) das Thema, während die übrigen Teilnehmer in einem Außenkreis die Diskussion beobachten. Möchte ein Teilnehmer aus dem Außenkreis zur Diskussion beitragen, gibt es verschiedene Formen. Hier wurde die Methode mit dem »Gast-Stuhl« praktiziert, der als freier Stuhl im Innenkreis steht. Ein Teilnehmer aus dem Außenkreis kann darauf Platz nehmen und mitdiskutieren, bis er alles gesagt hat oder ein weiterer Teilnehmer aus dem Außenkreis auf dem Gast-Stuhl Platz nehmen will.*

epd Dokumentation
Evangelischer Pressedienst

Postvertriebsstück ▪ Deutsche Post AG ▪ Entgelt bezahlt **58145**

Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH
Verlag/Vertrieb
Postfach 50 05 50
60394 Frankfurt am Main

Jahrgang 2018

34/18 – **Die ökumenische Bedeutung des Heiligen und Großen Konzils der Orthodoxen Kirche** (Studientag der Mitgliederversammlung der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK)) – 40 Seiten / 4,60 €

35/18 – **Versöhnung und Aufarbeitung (**Erstes Forum zum Bußwort des Landeskirchenrats der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland zum Buß- und Bettag 2017) – 52 Seiten / 5,10 €

36/18 – **Predigt am Pfingstsonntag (**Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm) – »**Hildegard Hamm-Brücher-Förderpreis für Demokratie lernen und erfahren 2018**« (Verleihung an den EKD-Ratsvorsitzenden Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, Laudatio von Pfarrer Steffen Reiche) – **Rede beim Johannisempfang der Evangelischen Kirche in Deutschland** (Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland) – 20 Seiten / 2,60 €

37/18 – **Gedenkgottesdienst und staatlicher Rückgabeakt sterblicher Überreste aus dem früheren Deutsch-Südwestafrika** (Berlin, 29. August 2018) 24 Seiten / 3,40 €

38/18 – **Die documenta 14 – Ein Blick zurück nach vorn** (Tagung der Evangelischen Akademie Hofgeismar vom 8. bis 10. Juni 2018) – 68 Seiten / 5,40 €

39/18 – **Medien im Wandel – Medien in der Krise?** (Beiträge einer Tagung des Politischen Clubs der Evangelischen Akademie Tutzing) – 76 Seiten / 5,90 €

40/18 – **70-Jahr-Feier des Ökumenischen Rates der Kirchen** (Nieuwe Kerk, Amsterdam) – **Predigt von Margot Käßmann** (Festgottesdienst anlässlich ihrer Verabschiedung am 30. Juni 2018 in der Marktkirche, Hannover) – 24 Seiten / 3,40 €

41/18 – **Populismus und Radikalisierung** / **Antisemitismuskritik in Kirche und Theologie heute** (von Christian Staffa, Evangelische Akademie zu Berlin) 20 Seiten / 2,60 €

42/18 – **Christlich motivierter Widerstand gegen den Nationalsozialismus und seine Bedeutung für die heutige Zeit** (von Landesbischof Jochen Cornelius-Bundschuh) / **Friedenswort 2018 der Evangelischen Kirche im Rheinland** – 28 Seiten / 3,40 €

43/18 – **Impulspapier der EKD zur Nachhaltigkeit** / **Hauptaussagen des IPCC-Sonderberichts über 1,5 °C globale Erwärmung** – 48 Seiten / 4,60 €

44/18 – **Kirche im Kapitalismus: Zwischen Anpassen und Gestalten – 70 Jahre Soziale Marktwirtschaft in Westdeutschland** (Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt in Kooperation mit der Evangelischen Akademie der Nordkirche, Hamburg, 15. Juni 2018) 76 Seiten / 5,90 €

45/18 – **Jung, aktiv und evangelisch – Neue Perspektiven zum Engagement junger Menschen in Kirche und Gesellschaft** (Tagung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), der Universität Tübingen, der Evangelischen Akademie zu Berlin, des Comenius-Instituts und der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland (aej) – 56 Seiten / 5,10 €

46/18 – **Zwangssystem – Systemzwang** (Sportethischer Fachtag zur Dopingfrage – Sportethisches Forum der EKD) – 48 Seiten/4,60 €

47/18 – **Teilhabe und Teilnahme.** Zukunftspotenziale der Genossenschaftsidee (Beiträge vom Evangelischen Raiffeisenkongress in Bonn, 18.–19. Juni 2018) 92 Seiten / 6,90 €

48/18 – **Urteile des Europäischen Gerichtshofs und des Bundesarbeitsgerichts zum kirchlichen Arbeitsrecht** (Luxemburg, 11.9.2018 / Erfurt, 25.10.2018) 36 Seiten / 4,10 €

49/18 – **Evangelischer Friedenspreis 2018 und Studientag »Kriege beenden – Frieden beginnen«** (Berlin, 9.–10. Dezember 2018) – 48 Seiten / 4,60 €

50/18 – **Gemeinsam engagiert! Theologische Aspekte für die Zusammenarbeit von beruflich und ehrenamtlich Engagierten** (Evangelische Akademie zu Berlin) – 48 Seiten / 4,60 €

Der Informationsdienst **epd**-Dokumentation (ISSN 1619-5809) kann im Abonnement oder einzeln bezogen werden. Pro Jahr erscheinen mindestens 50 Ausgaben.

Bestellungen und Anfragen an:
GEP-Vertrieb
Postfach 50 05 50,
60394 Frankfurt,
Tel.: (069) 58 098-225.
Fax: (069) 58 098-226.
E-Mail: kundenservice@gep.de
Internet: http://www.epd.de

Das Abonnement kostet monatlich 29,40 € inkl. Versand (mit Zugang zum digitalen Archiv: 34,20 €). E-Mail-Bezug im PDF-Format 27,80 €. Die Preise für Einzelbestellungen sind nach Umfang der Ausgabe und nach Anzahl der Exemplare gestaffelt.

Die Liste oben enthält den Preis eines Einzelexemplars; dazu kommt pro Auftrag eine Versandkostenpauschale (inkl. Porto) von 2,50 €.

epd-Dokumentation wird auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.